Zur

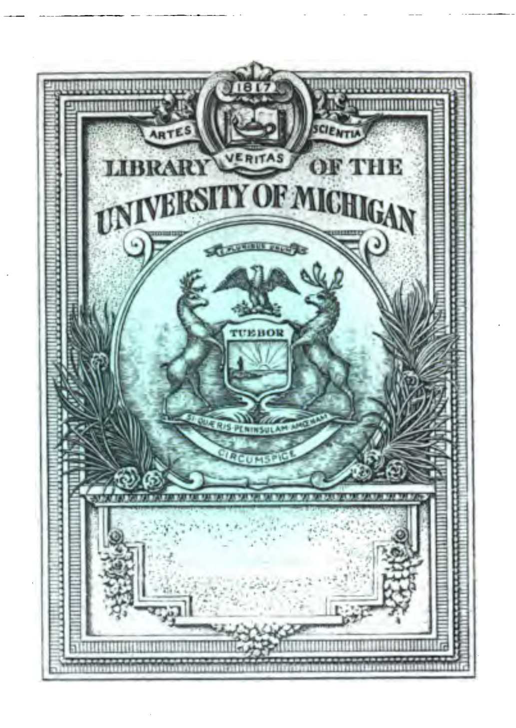
Amerikanischen Volkskunde.

Von

Prof. Karl Knortz,

Mitglied der amerikanischen Folklore-Gesellschaft.

Tübingen
Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung
1905.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE

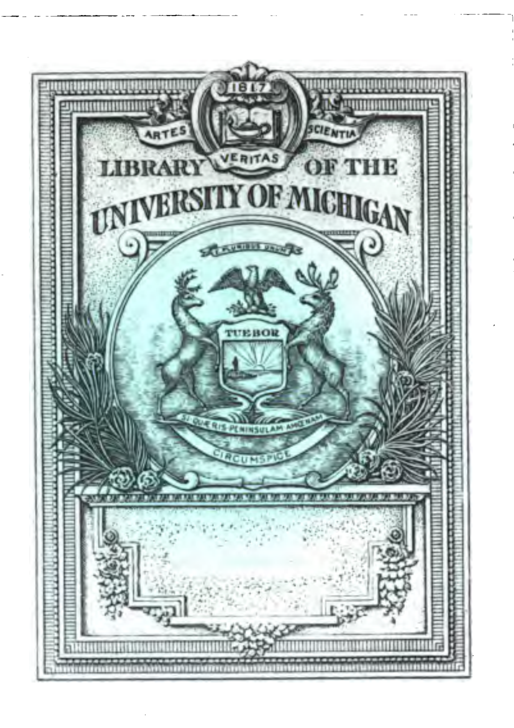
Zur

Amerikanischen Volkskunde.

Von

Prof. **Karl Knortz,**
Mitglied der amerikanischen Folklore-Gesellschaft.

Tübingen
Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung
1905.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE



Zur

Amerikanischen Volkskunde.

Von

Prof. Karl Knortz,
Mitglied der amerikanischen Folklore-Gesellschaft.

Tübingen
Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung
1905.

nicht mehr viel gekauft; wer einen solchen Edelstein trägt, wird bald eine Nebenbuhlerin erhalten. — Wenn eine Jungfrau ihre Schönheit verlieren will, braucht sie sich bloss die Haarspitzen im Mai oder bei abnehmendem Monde abzuschneiden. — Findet die unverheiratete Dame ein vierblättriges Kleeblatt, so legt sie es sorgfältig in ihren rechten Schuh, zieht ihn an und geht in der Erwartung aus, gleich dem ihr zugedachten Manne zu begegnen. Manchmal isst sie auch jene Pflanze und spricht darnach einen Wunsch aus. Ist der Finder ein Mann, so steckt er sie in seine Westentasche und hofft nun zuversichtlich, im Geschäft oder in der Liebe Glück zu haben. — Die Schafgarbe (yarrow) hat prophetische Eigenschaften, die besonders verliebten Jungfrauen bekannt sind. An einem Maiabend schneidet man mit einem scharfen Silberstücke neue Sprossen derselben ab, legt sie unter das Kopfkissen und spricht:

„Yarrow, yarrow, tell to me
Who my true love is to be;
The color of his hair,
The clothes he will wear,
And the day he'll be wedded to me."

Dieser Wunsch soll in den meisten Fällen erfüllt werden. Legt man am Morgen jene Sprossen in die Schuhe und geht aus, so begegnet einem sicherlich gleich der Ersehnte. — Man nimmt auch zwölf Apfelkerne, legt jedem einen Namen bei und isst dieselben, indem man spricht:

„One I love,
Two I love,
Three I love, I say,
Four I love with all my heart
And five I cast away;

Six he loves,
Seven she loves,
Eight they both love,
Nine he comes,
Ten he tarries,
Eleven he courts,
Twelve he marries.“

Der Name des letzten Kernes ist natürlich der des zukünftigen Gemahls.

Schlimmes Unglück bringt man über sich, wenn man einen Regenschirm auf ein Bett oder Sopha legt. — Ein von der Wand fallendes Bild bedeutet nichts Gutes. — Wer von Wasser träumt, hat bald einen Todesfall zu beklagen; wer Gräber im Traume sieht, wird bald einer Trauung beiwohnen. — Das Mädchen, das die Treppe hinauf fällt, bleibt noch mindestens ein Jahr ledig.

Wer einer Person begegnet, die ein blaues und ein braunes Auge hat, und sich schnell etwas wünscht, hat Erfolg. — Die Frau, die alle Haare, die ihr beim Kämmen ausfallen, in ein Nadelkissen steckt, wird nie kahlköpfig werden; so glauben wenigstens die amerikanischen Negerinnen. — Werden einer Jungfrau aus Versehen beim Essen zwei Löffel neben den Teller gelegt, so hat sie innerhalb eines Jahres einen Heiratsantrag zu erwarten. — Die Mädchen von New-Orleans tragen gewöhnlich Bilder vom heiligen Josef in der Tasche und hoffen dadurch bald einen Mann zu bekommen; aus demselben Grunde ziehen sie auch gelbe Strümpfe an und nehmen nie einen Fingerhut als Geschenk an. — Wer eine Perlenschnur zerbricht, zieht Unglück auf sich herab; wer einen Edelstein verliert, wird bald krank.

Selbstverständlich glaubt die Amerikanerin auch an Träume und konsultiert ihr Büchlein über die Bedeutung derselben. Aus einem solchen Werkchen sollen nun hier die „probatesten“ Prophezeiungen mitgeteilt werden. Eulen, im Traume gesehen, bringen Krankheiten, Ratten, Schlangen und Fliegen Feinde, Gurken Genesung, Messer Beleidigungen, Mäuse langsame Vermehrung des Reichtums, Frösche Erfolg in der Liebe oder im Geschäft, Zwiebeln einen verborgenen Schatz, neue Schuhe Sieg über Feinde. Wer im Traume einen Regenbogen sieht, unternimmt bald eine weite Reise; ein Grab deutet auf Krankheit, ein Löwe auf eine gutzahlende Anstellung, eine Hochzeit auf Armut und sonstiges Missgeschick. Wer von einem Gespenst träumt, hat Aerger zu erwarten; ein brennendes Haus stellt grosse Geldverluste in Aussicht; ein Fuchs hat schlechte Gesellschaft im Gefolge und die Mutter Eva lässt mit Sicherheit auf ernste Absichten des Geliebten schliessen. Ein Traum vom Mond bringt unerwartete Freuden; ein Krokodil prophezeit dem Träumer, dass ihm jemand nach dem Leben stellt. Wer sich im Traume in den Finger schneidet, wird Unangenehmes im Gerichtshof erleben; wer sich mit einem andern schlägt, wird sein Geld verlieren und wer einen Indianer sieht, wird ein gutes Geschäft mit Grundeigentum machen. Wer im Traume glaubt, er sei ein Engel geworden, wird sich lange guter Gesundheit und beständigen Erfolges erfreuen; wer einen Elefanten sieht, wird das grosse Los in der Lotterie gewinnen; wer jemand im Traume küsst, wird bald eine grosse Freude erleben u. s. w.

Präsident Lincoln soll nach den Berichten seiner

intimsten Freunde steif und fest an Träume und Visionen geglaubt haben. Als er kurz vor seiner Erwählung zum ersten Beamten der Union sich eines Spätnachmittags auf ein Sofa in seinem Hause zu Springfield, Illinois, gelegt hatte, sah er, wie ihm aus dem ihm gegenüber hängenden grossen Spiegel sein Doppelgesicht entgegen starrte; das eine zeigte einen blühenden und gesunden, das andere einen bleichen und kranken Ausdruck. Dasselbe Bild sah er später noch mehrmals im Traume und deutete es dahin, dass sich das frohe Gesicht auf seinen ersten, das traurige hingegen auf seinen zweiten Amtstermin beziehe und dass er letzteren nicht überleben würde.

Als Lincoln einst kurz vor seinem Tode in Washington spät zu Bett gegangen war, glaubte er plötzlich lautes Weinen und Wehklagen in seiner Nähe zu hören; er ging dann in ein anstossendes Zimmer und erblickte darin einen von bewaffneten Soldaten umgebenen Katafalk, auf dem eine Leiche lag. „Wer ist gestorben?“ fragte er. „Der Präsident,“ war die Antwort; „er ist von der Hand eines Meuchelmörders gefallen.“

Diesen Traum erzählte Lincoln mehreren seiner vertrautesten Freunde und verhehlte dabei auch nicht, dass er ihn zu Zeiten höchst melancholisch stimmte.

Dass Lincoln dem Spiritualismus nicht abhold war, ist eine erwiesene Tatsache. Oft liess er berühmte Medien in sein Haus kommen, um sie in wichtigen Angelegenheiten zu konsultieren. In seinen letzten Lebensjahren wollte er jedoch von jenen Zauberern nichts mehr wissen, weil er befürchtete, durch den Hokuspokus derselben seinen klaren Verstand zu verlieren und ein

Selbstverständlich glaubt die Amerikanerin auch an Träume und konsultiert ihr Büchlein über die Bedeutung derselben. Aus einem solchen Werkchen sollen nun hier die „probatesten“ Prophezeiungen mitgeteilt werden. Eulen, im Traume gesehen, bringen Krankheiten, Ratten, Schlangen und Fliegen Feinde, Gurken Genesung, Messer Beleidigungen, Mäuse langsame Vermehrung des Reichtums, Frösche Erfolg in der Liebe oder im Geschäft, Zwiebeln einen verborgenen Schatz, neue Schuhe Sieg über Feinde. Wer im Traume einen Regenbogen sieht, unternimmt bald eine weite Reise; ein Grab deutet auf Krankheit, ein Löwe auf eine gutzahlende Anstellung, eine Hochzeit auf Armut und sonstiges Missgeschick. Wer von einem Gespenst träumt, hat Aerger zu erwarten; ein brennendes Haus stellt grosse Geldverluste in Aussicht; ein Fuchs hat schlechte Gesellschaft im Gefolge und die Mutter Eva lässt mit Sicherheit auf ernste Absichten des Geliebten schliessen. Ein Traum vom Mond bringt unerwartete Freuden; ein Krokodil prophezeit dem Träumer, dass ihm jemand nach dem Leben stellt. Wer sich im Traume in den Finger schneidet, wird Unangenehmes im Gerichtshof erleben; wer sich mit einem andern schlägt, wird sein Geld verlieren und wer einen Indianer sieht, wird ein gutes Geschäft mit Grundeigentum machen. Wer im Traume glaubt, er sei ein Engel geworden, wird sich lange guter Gesundheit und beständigen Erfolges erfreuen; wer einen Elefanten sieht, wird das grosse Los in der Lotterie gewinnen; wer jemand im Traume küsst, wird bald eine grosse Freude erleben u. s. w.

Präsident Lincoln soll nach den Berichten seiner

intimsten Freunde steif und fest an Träume und Visionen geglaubt haben. Als er kurz vor seiner Erwählung zum ersten Beamten der Union sich eines Spätnachmittags auf ein Sofa in seinem Hause zu Springfield, Illinois, gelegt hatte, sah er, wie ihm aus dem ihm gegenüber hängenden grossen Spiegel sein Doppelgesicht entgegen starrte; das eine zeigte einen blühenden und gesunden, das andere einen bleichen und kranken Ausdruck. Dasselbe Bild sah er später noch mehrmals im Traume und deutete es dahin, dass sich das frohe Gesicht auf seinen ersten, das traurige hingegen auf seinen zweiten Amtstermin beziehe und dass er letzteren nicht überleben würde.

Als Lincoln einst kurz vor seinem Tode in Washington spät zu Bett gegangen war, glaubte er plötzlich lautes Weinen und Wehklagen in seiner Nähe zu hören; er ging dann in ein anstossendes Zimmer und erblickte darin einen von bewaffneten Soldaten umgebenen Katafalk, auf dem eine Leiche lag. „Wer ist gestorben?" fragte er. „Der Präsident," war die Antwort; „er ist von der Hand eines Meuchelmörders gefallen."

Diesen Traum erzählte Lincoln mehreren seiner vertrautesten Freunde und verhehlte dabei auch nicht, dass er ihn zu Zeiten höchst melancholisch stimmte.

Dass Lincoln dem Spiritualismus nicht abhold war, ist eine erwiesene Tatsache. Oft liess er berühmte Medien in sein Haus kommen, um sie in wichtigen Angelegenheiten zu konsultieren. In seinen letzten Lebensjahren wollte er jedoch von jenen Zauberern nichts mehr wissen, weil er befürchtete, durch den Hokuspokus derselben seinen klaren Verstand zu verlieren und ein

Selbstverständlich glaubt die Amerikanerin auch an Träume und konsultiert ihr Büchlein über die Bedeutung derselben. Aus einem solchen Werkchen sollen nun hier die „probatesten“ Prophezeiungen mitgeteilt werden. Eulen, im Traume gesehen, bringen Krankheiten, Ratten, Schlangen und Fliegen Feinde, Gurken Genesung, Messer Beleidigungen, Mäuse langsame Vermehrung des Reichtums, Frösche Erfolg in der Liebe oder im Geschäft, Zwiebeln einen verborgenen Schatz, neue Schuhe Sieg über Feinde. Wer im Traume einen Regenbogen sieht, unternimmt bald eine weite Reise; ein Grab deutet auf Krankheit, ein Löwe auf eine gutzahlende Anstellung, eine Hochzeit auf Armut und sonstiges Missgeschick. Wer von einem Gespenst träumt, hat Aerger zu erwarten; ein brennendes Haus stellt grosse Geldverluste in Aussicht; ein Fuchs hat schlechte Gesellschaft im Gefolge und die Mutter Eva lässt mit Sicherheit auf ernste Absichten des Geliebten schliessen. Ein Traum vom Mond bringt unerwartete Freuden; ein Krokodil prophezeit dem Träumer, dass ihm jemand nach dem Leben stellt. Wer sich im Traume in den Finger schneidet, wird Unangenehmes im Gerichtshof erleben; wer sich mit einem andern schlägt, wird sein Geld verlieren und wer einen Indianer sieht, wird ein gutes Geschäft mit Grundeigentum machen. Wer im Traume glaubt, er sei ein Engel geworden, wird sich lange guter Gesundheit und beständigen Erfolges erfreuen; wer einen Elefanten sieht, wird das grosse Los in der Lotterie gewinnen; wer jemand im Traume küsst, wird bald eine grosse Freude erleben u. s. w.

Präsident Lincoln soll nach den Berichten seiner

intimsten Freunde steif und fest an Träume und Visionen geglaubt haben. Als er kurz vor seiner Erwählung zum ersten Beamten der Union sich eines Spätnachmittags auf ein Sofa in seinem Hause zu Springfield, Illinois, gelegt hatte, sah er, wie ihm aus dem ihm gegenüber hängenden grossen Spiegel sein Doppelgesicht entgegen starrte; das eine zeigte einen blühenden und gesunden, das andere einen bleichen und kranken Ausdruck. Dasselbe Bild sah er später noch mehrmals im Traume und deutete es dahin, dass sich das frohe Gesicht auf seinen ersten, das traurige hingegen auf seinen zweiten Amtstermin beziehe und dass er letzteren nicht überleben würde.

Als Lincoln einst kurz vor seinem Tode in Washington spät zu Bett gegangen war, glaubte er plötzlich lautes Weinen und Wehklagen in seiner Nähe zu hören; er ging dann in ein anstossendes Zimmer und erblickte darin einen von bewaffneten Soldaten umgebenen Katafalk, auf dem eine Leiche lag. „Wer ist gestorben?“ fragte er. „Der Präsident,“ war die Antwort; „er ist von der Hand eines Meuchelmörders gefallen.“

Diesen Traum erzählte Lincoln mehreren seiner vertrautesten Freunde und verhehlte dabei auch nicht, dass er ihn zu Zeiten höchst melancholisch stimmte.

Dass Lincoln dem Spiritualismus nicht abhold war, ist eine erwiesene Tatsache. Oft liess er berühmte Medien in sein Haus kommen, um sie in wichtigen Angelegenheiten zu konsultieren. In seinen letzten Lebensjahren wollte er jedoch von jenen Zauberern nichts mehr wissen, weil er befürchtete, durch den Hokuspokus derselben seinen klaren Verstand zu verlieren und ein

Selbstverständlich glaubt die Amerikanerin auch an Träume und konsultiert ihr Büchlein über die Bedeutung derselben. Aus einem solchen Werkchen sollen nun hier die „probatesten“ Prophezeiungen mitgeteilt werden. Eulen, im Traume gesehen, bringen Krankheiten, Ratten, Schlangen und Fliegen Feinde, Gurken Genesung, Messer Beleidigungen, Mäuse langsame Vermehrung des Reichtums, Frösche Erfolg in der Liebe oder im Geschäft, Zwiebeln einen verborgenen Schatz, neue Schuhe Sieg über Feinde. Wer im Traume einen Regenbogen sieht, unternimmt bald eine weite Reise; ein Grab deutet auf Krankheit, ein Löwe auf eine gutzahlende Anstellung, eine Hochzeit auf Armut und sonstiges Missgeschick. Wer von einem Gespenst träumt, hat Aerger zu erwarten; ein brennendes Haus stellt grosse Geldverluste in Aussicht; ein Fuchs hat schlechte Gesellschaft im Gefolge und die Mutter Eva lässt mit Sicherheit auf ernste Absichten des Geliebten schliessen. Ein Traum vom Mond bringt unerwartete Freuden; ein Krokodil prophezeit dem Träumer, dass ihm jemand nach dem Leben stellt. Wer sich im Traume in den Finger schneidet, wird Unangenehmes im Gerichtshof erleben; wer sich mit einem andern schlägt, wird sein Geld verlieren und wer einen Indianer sieht, wird ein gutes Geschäft mit Grundeigentum machen. Wer im Traume glaubt, er sei ein Engel geworden, wird sich lange guter Gesundheit und beständigen Erfolges erfreuen; wer einen Elefanten sieht, wird das grosse Los in der Lotterie gewinnen; wer jemand im Traume küsst, wird bald eine grosse Freude erleben u. s. w.

Präsident Lincoln soll nach den Berichten seiner

intimsten Freunde steif und fest an Träume und Visionen geglaubt haben. Als er kurz vor seiner Erwählung zum ersten Beamten der Union sich eines Spätnachmittags auf ein Sofa in seinem Hause zu Springfield, Illinois, gelegt hatte, sah er, wie ihm aus dem ihm gegenüber hängenden grossen Spiegel sein Doppelgesicht entgegen starrte; das eine zeigte einen blühenden und gesunden, das andere einen bleichen und kranken Ausdruck. Dasselbe Bild sah er später noch mehrmals im Traume und deutete es dahin, dass sich das frohe Gesicht auf seinen ersten, das traurige hingegen auf seinen zweiten Amtstermin beziehe und dass er letzteren nicht überleben würde.

Als Lincoln einst kurz vor seinem Tode in Washington spät zu Bett gegangen war, glaubte er plötzlich lautes Weinen und Wehklagen in seiner Nähe zu hören; er ging dann in ein anstossendes Zimmer und erblickte darin einen von bewaffneten Soldaten umgebenen Katafalk, auf dem eine Leiche lag. „Wer ist gestorben?“ fragte er. „Der Präsident,“ war die Antwort; „er ist von der Hand eines Meuchelmörders gefallen.“

Diesen Traum erzählte Lincoln mehreren seiner vertrautesten Freunde und verhehlte dabei auch nicht, dass er ihn zu Zeiten höchst melancholisch stimmte.

Dass Lincoln dem Spiritualismus nicht abhold war, ist eine erwiesene Tatsache. Oft liess er berühmte Medien in sein Haus kommen, um sie in wichtigen Angelegenheiten zu konsultieren. In seinen letzten Lebensjahren wollte er jedoch von jenen Zauberern nichts mehr wissen, weil er befürchtete, durch den Hokuspokus derselben seinen klaren Verstand zu verlieren und ein

Sklave unbekannter Geister zu werden. (Siehe darüber N. C. Maynard, „Was Lincoln a Spiritualist?“, Philadelphia 1891, sowie Dorothy Samsons „Recollections of Abraham Lincoln“.)

Die Wiederbelebung alter Gebräuche scheint in der Neuzeit zur Modesache geworden zu sein. Als sich Präsident Cleveland verheiratete, schickte ihm eine gute Freundin per Post einen fest verpackten Hasenfuss mit der Bitte, denselben seiner jungen Frau zu schenken und sie zu ersuchen, ihn beständig in ihrem Geldtäschchen bei sich zu tragen.

Der Handel mit glückbringenden Hasenfüssen hat sich bereits zu einem regelmässigen, einträglichen Geschäftszweige entwickelt, da die meisten aristokratischen Damen glauben, ohne ein solches Amulet nicht mehr existieren zu können. Einige besitzen sogar zwei, damit sie, wenn eins verloren geht, gleich ein anderes bei der Hand haben.

Soll nun ein solcher Fuss sicher Glück bringen, so muss er von einem Hasen stammen, der beim Neumond auf einem Kirchhofe geschossen worden ist; dass dies bei jedem zum Verkaufe ausgelegten Hasenfuss der Fall ist, wird der Händler natürlich eidlich bestätigen.

Als einst eine Eskimo-Schöne mit ihren Eltern Washington besuchte, schenkte sie Frau Cleveland eine handgrosse Puppe, welche diese gegen alles erdenkliche Unheil schützen sollte.

Von der Witwe des Millionär-Senators Leland Stanford wird erzählt, dass sie ein kleines Metallbild von Jesu und Maria in ihrem Geldtäschchen trage; dasselbe ist ihr von einer Freundin mit der Bemerkung ge-

schenkt worden, dass es ihr, solange sie es besitze, nie an dem nötigen Kleingeld fehlen würde, was ja bekanntlich auch eingetroffen ist. Viele washingtoner Damen besitzen einen Teil des Strickes, an dem der Präsidentenmörder Guiteau aufgehängt wurde, und sind der festen Ueberzeugung, dass er ihnen beim Kartenspiel Glück bringt. Senator Ingalls aus Kansas hat beständig einen Hasenfuss in seiner Hosentasche; auch glaubt er an die glückliche Wirkung des Hufeisens.

Dass die meisten amerikanischen Schauspieler abergläubischer Natur sind, geben diese selber bereitwillig zu. Wird am Abend nach der Kasseneröffnung das erste Billet verschenkt, z. B. an einen Zeitungsmann, so macht der Direktor schlechte Geschäfte; wird es aber verkauft, so steht ein volles Haus in Aussicht. Vorstellungen, die am 13. Tage irgend eines Monates stattfinden, sind in den meisten Fällen erfolglos; ist dies ausserdem auch noch ein Freitag, so hat der Billetverkäufer leichte Arbeit.

Wenn sich die Schauspieler auf der Reise in einem Eisenbahnwagen, der die Nummer 13 trägt, befinden, so kollidiert der Zug sicherlich mit einem andern oder es gibt sonst ein Unglück; ein solches stellt sich auch ein, wenn die Schauspielertruppe aus 13 Personen besteht oder der Zug 13 Minuten nach irgend einer Stunde abgeht. Hotelzimmer mit der Nummer 13 werden nicht nur von Schauspielern, sondern auch von Handelsreisenden gemieden und deshalb gibt es bereits zahlreiche amerikanische Gasthäuser, in denen sich überhaupt kein Zimmer mit jener Nummer befindet; dieselbe ist einfach ausgelassen.

Der Schauspieler, der mit einem Kollegen das Garderobezimmer betritt und pfeift, wird bald seine Stelle verlieren. Derjenige, der in einem Zimmer logiert, in dem jemand Selbstmord begangen hat, wird auf der Bühne ausgelacht. — Ein schielender Garderobemeister bringt die ganze Truppe ins Unglück. — Kein Schauspieler geht unter einer Leiter her oder öffnet einen Regenschirm auf der Bühne; muss er sich auf derselben unter jeder Bedingung mit einem solchen zeigen, so sorgt er dafür, dass die Farbe desselben mit der seines Anzuges harmoniert. — Hat er etwas im Ankleidezimmer vergessen, so geht er selber nicht zurück, um es zu holen, sondern lässt dies durch einen andern besorgen. Wer diese Vorsicht unbeachtet lässt, bleibt auf der Bühne in seiner Rolle stecken. — Prügeln sich zwei Schauspieler hinter dem Vorhange vor Beginn der Vorstellung, so gibts ein volles Haus. — Dem Opernsänger, der seine Trikots verkehrt anzieht, sodass also die Innenseite nach aussen gekehrt ist, versagen die besten Töne.

Ein amerikanischer Handelsreisender erzählte mir Folgendes: „Ich kam einst in einer kleinen Stadt Indianas in ein Hotel, dessen sämtliche Zimmer mit Ausnahme desjenigen, das die Nummer 13 trägt, besetzt waren. Dieses wollte mir nun der Wirt nicht überlassen, weil sich darin ein Mann den Hals abgeschnitten hatte und es darin spukte. Da ich froh war, überhaupt ein Obdach gefunden zu haben, so begab ich mich ruhig in das Spukzimmer, legte mich ins Bett und schlief ein. Kaum war ich im besten Schlafe, da erhielt ich einen Schlag mit einem nassen Handtuch ins Gesicht, sodass ich erwachte. Trotz der Dunkelheit sah ich das schreck-

lich verzerrte Gesicht eines Mannes, dessen Hals von Ohr zu Ohr durchschnitten war, deutlich vor mir. Nun sprang ich auf und eilte hinunter ins Gastzimmer, woselbst ich den Rest der Nacht verbrachte. Ich füge hinzu, dass ich jeden, der etwa die Meinung äussern sollte, ich habe mich in jener Nacht unter dem Einflusse berauschender Getränke befunden, wegen Ehrenkränkung gerichtlich belangen werde."

Seit einigen Jahren führt man in den grösseren amerikanischen Städten, wo der Grund und Boden so ungemein teuer ist, sogenannte „Wolkenkratzer" auf, d. h. Gebäude, die aus zwölf bis zwanzig Stockwerken bestehen. Alle Eigentümer derartiger Häuser klagen nun darüber, dass es oft unmöglich sei, Mieter für die Räume des 13. Stockwerkes zu finden.

Manchmal wird aber dieser Dreizehn-Aberglaube höchst eigentümlich bekräftigt. Eine solche Bekräftigung erhielt er durch die Lokomotive 1313 der Pennsylvania-Eisenbahn. Die merkwürdige Geschichte dieser Lokomotive ging im Jahre 1891 durch die Zeitungen und erregte einigermassen Sensation. Die Maschine mit der doppelten Unglückszahl musste nämlich ausser Dienst gestellt werden, da absolut niemand mehr mit ihr fahren wollte. Sie hatte freilich, wenn man damaligen Zeitungsberichten glauben darf, auch merkwürdig viel Unheil angerichtet. Auf ihrer ersten Fahrt tötete sie zwei Kinder; im Sommer 1888 stürzte sie von der Latrobe-Brücke herab, den Zug mit sich reissend, wobei der Lokomotivführer, Heizer und zehn weitere Personen ums Leben kamen, zwölf Personen verwundet und sechs Wagen zerschmettert wurden. Kaum ausgebessert, stiess sie einen Monat später

bei Manor mit einem Güterzug zusammen, wobei es einen Toten, drei Verwundete und mehrere zertrümmerte Wagen gab. Wieder einige Wochen danach platzte der Kessel der Lokomotive, wodurch der Heizer getötet und der Lokomotivführer schwer verwundet wurde. Nach der Reparatur lief die Maschine bald wieder in einen anderen Zug, dann wurden von ihr rasch hintereinander drei Menschen überfahren, und endlich platzte eine auf der „1313“ verwendete Oelkanne, Lokomotivführer und Heizer schwer verletzend. Man begreift es, dass nach solchem Pech niemand mehr mit der Unglücks-Maschine fahren wollte.

Die meisten der im amerikanischen Eisenbahndienst beschäftigten Männer glauben an „close calls“, d. h. an Unglücksfälle, durch welche mehrere Personen getötet und jene Beamten gewarnt werden, von nun an auf der Hut zu sein, da sie nach dem dritten „call“ selber das Leben verlieren. Kein Zugführer, so heisst es allgemein, soll die letzte Warnung überlebt haben.

Der Aberglaube der Seeleute scheint überall so ziemlich derselbe zu sein. Die Wächter der Leuchttürme bei New-York sind der Ansicht, dass wenn sich die Seevögel in grosser Anzahl zeigen und so nahe an ihre Boote heranfliegen, dass man sie mit den Händen fangen kann, jemand aus ihrer Mitte innerhalb 24 Stunden sterben müsse.

Ossoli, der Gemahl der geistreichen amerikanischen Schriftstellerin Margaret Fuller war in seiner Jugend oft gewarnt worden, sich ja nicht auf das Meer zu begeben, und seiner Gattin hatte man im Lande der Zitronen prophezeit, dass das Jahr 1850 einen „Markstein“ in ihrem

Leben bilden würde. Im genannten Jahre verliess sie mit ihrem Manne und Sohne Florenz, um sich nach Amerika zu begeben, trotzdem ihr durch ihre Freundinnen auf Grund verschiedener ominöser Anzeichen von der Seereise ernstlich abgeraten worden war. Aber sie liess sich nicht abhalten und tröstete sich mit dem Gedanken, dass sie im Falle eines Schiffbruches mit ihrer kleinen Familie zusammen in eine bessere Welt eingehe. Jenes Schiff erreichte bekanntlich das Ufer nicht; es strandete in der Nähe New-Yorks und Ossoli fand mit Frau und Sohn ein nasses Grab.

Wie überall auf der Erde, so gibt es auch in Amerika Leute, welche aus der Erscheinung eines Kometen einen baldigen Krieg prophezeien. Ein derartiges Ereignis, so argumentieren sie, bringt solche Veränderungen in der Atmosphäre hervor, dass die Menschen dadurch beeinflusst werden und ihre friedliche Gesinnung verlieren.

Als sich 1618 ein Komet blicken liess, brach die Pest in Zentralamerika aus und raffte 200 000 Spanier weg. Allerdings gabs damals nicht so viele Hidalgos auf dem ganzen amerikanischen Kontinente; allein wenn wir in diese Zahl die Indianer, die damals der Seuche zum Opfer fielen, einrechnen, so klingt dieser Bericht doch nicht so ganz unglaubhaft. Der Donati-Komet bereitete 1858 die Amerikaner auf ihren blutigen Bürgerkrieg vor und als sich 1861 wieder ein solcher Unglücksstern blicken liess, war der Kampf bereits in vollem Gange.

Der Astrologie schenkt man in England und Amerika immer noch mehr Aufmerksamkeit als man erwarten sollte. In London gibt es sogar einen sich Raphael

nennenden Sterndeuter, welcher einigen Zeitungen regelmässig Voraussagungen liefert und dem Publikum mitteilt, an welchen Tagen man Dienstboten dingen, Geschäftsreisen unternehmen und auf die Freite gehen soll.

Jeder Mensch trägt ein Muttermal an seinem Körper, das nach der Lehre der Sterngucker den Planeten darstellt, der zur Zeit der Geburt des Besitzers regierte und der mithin auf sein Geschick weittragenden Einfluss ausübt, sodass es also dem „Kenner“ ein Leichtes ist, die Zukunft irgend eines Menschen bestimmt vorauszusagen. Diese Muttermäler haben gewöhnlich drei Farben; sie sind entweder rot, braun oder schwarz. Diejenigen, die sich auf der rechten Seite des Körpers befinden, bringen das meiste Glück. Wer im Aries-Zeichen geboren ist, trägt gewöhnlich am linken Ohr ein Mal zur Schau; Venus zeichnet eine violettfarbige Marke an die Schenkel und Virgo schwarz-rötliche Flecken auf den Unterleib. Die „Fische“ (pisces) machen sich an den Füssen bemerklich; wer in ihrem Zeichen das Licht der Welt erblickt, wird tapfer und geistreich und sich ausserdem eines einnehmenden Aeusseren erfreuen.

Ein Mal auf der rechten Seite der Stirn bringt grosses Glück; eine mit diesem Merkmale behaftete Frau macht einmal eine reiche Erbschaft. Ein Mal auf der linken Seite der Stirn verurteilt den Mann zu langer Gefangenschaft und verschafft der Frau zwei Männer; eines in der Mitte macht den Mann grausam und die Frau dumm und faul. Ein Mal auf dem Hinterteil des Halses prophezeit glückliches Leben und Tod durch Ertrinken. Ein Mal auf der linken Seite der Oberlippe verurteilt den Mann zum Junggesellentum und die Frau

zu einem sorgenvollen Leben; eins auf der Unterlippe fordert den Mann auf, sich vor Frauen in Acht zu nehmen. Ein Mal in der Vertiefung des Kinns befördert bei der Frau Zanksucht und Kränklichkeit; befindet es sich an der Spitze desselben, so ist eine gute Ehe und ein langes Leben zu erwarten; nur darf dies Mal nicht schwarz sein. Wer ein Mal am Halse hat, stirbt am Galgen; sieht es wie eine Warze aus, so findet er seinen Tod in den Wellen.

Natürlich hat auch der Monat, in dem ein Mensch geboren ist, Einfluss auf dessen Charakter und Schicksal. L. A. Wollenweber gibt in seinem Werkchen „Gemälde aus dem pennsylvanischen Volksleben" (Philadelphia 1869) im Dialekte seiner Heimat folgende Auskunft:

Januar. Ein Mannskerl wu in dem Monat gebore is, macht en schaffige Kerl, un gleicht ah eppes Gutes zu drinke, wenn er schon gern nebe naus geht; er gibt ennihau en arger gspassiger Ding, un singe kann er, bei Tschinks, das Alles biete thut. — Das Weibsmensch, wu in dem Monat uf die Welt kommt, gebt ne schmärte Hausfrau, wann sie schon alsemol en bissel brutzig drein guckt, so hat sie aber doch en gut Herz.

Februar. Der wu in dem Monat gebore ward, is arg vor Geldmache, aber viel schlimmer noch vor die Weibsleut, un derhem is er arg knaps, awer wenn er uf ener Sprie is, do gibt er um en Thaler net mehr, als unserehns um en Cent. — Des Weibsmensch gebt eine uberaus gute Hausfraa un ne gute Mutter, die mehr vun ihre Kinner denkt, als der Gottseibeiuns vun ehner arme Seel.

März. Der Mann, wu in dem Monat gebore, guckt dann drum so schlick als wenn er just aus ener Bändbox geschlupft wär — o mei, was en schöner Buh! er gebt aber auch en ehrlich dummer Jockel, der sein Lebtag zu nix kommt. — Das Weibsmensch gebt eine verdollt speitvoll wüst Plappermaul, die ihr Nas in enig Eppes, nur net in ihren egenen Dreck steckt.

April. Der Mann, in diesem Monat gebore, hat viel Kreuz un Elend dorchzumache — er gebt en Rumlopfer un Lodel, gleicht aber die Weibsleut zu spärke. — Das Weibsmensch vun dem Monat geht en rechte langer Kaschte, aber en Maul hot sie — macht, dass ihr aus dem Weg kommt!

Mai. Schöne stolze Mannsleut — un was sie süss schwätze könne. Die Mäd, die so en kriege, könne vun viel Glück sage. — Und des Weibsmensch? Well, die ist just exäktli des säm stolz Ding.

Juni. Klehne Knerps, die mer schier in der Sack stecke könnt; aber arg for die Weibsleut (sell is en Fäkt) un überaus grosse Kinnerfreund — könne es aber bei die Mäd net kume. — Das Weibsmensch is net ganz wie sie sein solt, wenn sie schun der Kaffee besser gleicht, als ehnig Eppes sunst. Sie heiert, wenn sie äbaut ehn un zwanzig Johr ufm Buckel hot, un wann sie vierzig Johr alt is, gebt sie en komplieter Narr.

Juli. Was en gut guckiger Dingerich un was gut is er drum, er deht sei Lebe gebe for sei Fraa. — Des Weibsmensch is so un so, just dass die Nas net so lang un spitzig zu breicht. Sie is ziemlich gut geschebt, hot ower en Maul, wann sie anfangt zu schelte, dass mer mehne sott, ehne ganze Sett Wilekatze un Pänters thäte

hochzich Frohlick drin halte.

August. Er will hoch naus, un was en Sponk! hot awer schlecht Glück mit de Weibsleut. Sie is artlich schön, krigt zwee Männer, denkt awer mehr vun ihrem erste als vum zweete Mann un bejust'n manchmol ganz erbärmlich.

September. Guck emol, was en stauter Tschäp un was en langköpfiger Bissinessmann un doch so lass mit seiner Fraa; kehn Wunner, dass er so viel Truwel mit ihr hot. — Sie is zum Fressen schön, a appelrund Gesicht, hellhoorig, plaudrig, gegliche vun alle Leut un apartig vun ihre Freund, vun denen sie meh hot als Micke sin im Frühjohr.

Oktober. Gar net schlechtguckig, awer nemmt euch in Acht, ihr Mäd, denn er mehnts net ufrichtig. — Sie gebt en grosses stautes Thier, arg gut gege die Arme, awer verennerlich — net dass sie derentwege zu bläme is, denn sie gebt nix drum, wann die neue Sache aach schlecht sei — sie gleicht sie so viel besser.

November. Was en schön Gesicht, wie Milch un Blut! Awer ufgepasst, er is ener vun Selle, die heut warm un morgen kalt, heute die un morgen die Betz gleicht. Er bringts awer net weit mit seine Tricks, denn er bleibt en armer Teufel, so lang er den Othem zieht. — Sie hot en sauber Gesicht, wenn se schon en klehn bissel weniger zu schwätze bräucht, awer derentwegen krigt se doch zwee Männer, die vor lauter Freud über sie bald sterbe.

Dezember. Ach was en guter Mann bei der Nas herumzuführe, wenn er schun alsemol en bissel mault. Das geht awer auch emol en Soldat, der vun seiner

Fraa über den Löffel balwirt wird. — Sie kann net gebotte werde, so schön is sie — un schwätze thut sie so süss wie Honig, un geschebt is sie, als wenn uf der Drehbank abgeschnitzelt wär, des macht awer aach, dass sie zwei Männer kriegt, die ihr der letzte Cent versaufen, wenn sie schun die Saufschuld alle bezahlt, um en guter Name zu behalte.“

Währenddem man in Europa aus dem Kaffeesatz weissagt, sucht man in Amerika die Zukunft durch Teeblätter, die zufällig in einer Tasse zurück bleiben, zu erforschen. Dieser Gebrauch war schon den Urgrossmüttern der Yankees bekannt und ist neuerdings bei den Urenkelinnen als Unterhaltungsmittel wieder in die Mode gekommen. Man trinkt eine Tasse Tee und lässt den Blättersatz darin ohne ihn, anzusehen, da dies Unglück bringen würde. Dann dreht man die Tasse dreimal gegen sich herum, wünscht sich etwas und stellt sie auf einen Teller. Nun zeigt die Wahrsagerin mit einer Gabel, einem Messer oder Bleistift, nie aber mit dem Finger, auf die zurückgebliebenen Theeblätter und erklärt aus der Lage und der Gruppierung derselben die Zukunft.

Neuerdings haben sich auch die amerikanischen Schuhmacher auf das Prophezeien verlegt und auf ihrem Dreifuss allerlei Regeln ausgeheckt, nach welchen sie auf Grund der Art und Weise, wie die Schuhe getragen werden, Schlüsse auf den Charakter und die Zukunft ihrer Kunden ziehen. Der bekannteste Orakelspruch eines solchen Handwerkers lautet:

„Worn on the side soon a rich man's bride.
Worn on the toes spend as he goes,
Worn on the heel thinks a good deal,
Worn on the vamp he's surely a scamp.“

Wo es Propheten gibt, gibt es auch Wunderdoktoren; beide haben ein und dasselbe Publikum, das nie ausstirbt.

Seit geraumer Zeit treiben sich in den kleineren und grösseren Städten Amerikas Heilkünstler herum, die alle den Namen Schlatter führen und überall, wo sie öffentlich auftreten, gute Geschäfte machen. Der Original-Schlatter, ein geborener mit einem Christuskopfe behafteter Elsässer, hatte der Sage nach im fernen Westen durch Beten und Handauflegen allerlei Wunderkuren verrichtet, die ihm den Namen „göttlicher Heiler" (divine healer) eintrugen und seinen Ruf durch ganz Amerika verbreiteten. Stolz auf diesen Erfolg produzierte er sich nun in mehreren Städten als Heilkünstler und fand überall alle Hände voll zu tun. Bald tauchten nun zahlreiche Doppelgänger von ihm auf und gaben sich natürlich alle für den echten Wundermann aus. Einen solchen beobachtete ich einst in meinem Wohnorte Evansville. Derselbe trug einen rötlichen Vollbart und lang gelocktes Kopfhaar von derselben Farbe; dass diese Behaarung nicht auf seinem Körper gewachsen war, konnte sozusagen ein Blinder sehen; auch gab er jedesmal, wann er sich den Schweiss abwischen musste, sorgfältig acht, dass er seine Maske nicht verschob. Er stand in einer kleinen, einem Kasperletheater ähnlichen Holzbude, warf den Blick beständig schmachtend gen Himmel und wartete auf Kunden. Diese blieben nun auch nicht aus und liessen sich von ihm kneten und bestreichen. Er verlangte nichts für seine Mühe; sein Gehilfe jedoch hielt jedem Patienten den Hut vor und bat um ein Geschenk, damit beide ihre Wirtshausrechnung bezahlen könnten.

Und die Leute, die da wähnten, durch diese Behandlung von ihren Schmerzen befreit zu sein, opferten recht liberal.

Die amerikanische Sekte der Glaubensheiler (divine healers, Christian scientists) hat in der Neuzeit bedeutend an Mitgliederzahl zugenommen; sie hat in mehreren Städten Kirchen errichtet und auch bereits eine kleine Litteratur aufzuweisen. Hauptleiter derselben war bis vor kurzem T. J. Shelton zu Little Rock in Arkansas; er erklärte, dem Wissen der gelehrtesten Aerzte um tausend Jahre voraus zu sein, was natürlich vielen Amerikanern derart imponierte, dass sie ihm volles Vertrauen schenkten.

Dieser Shelton kam als Prediger nach genannter Stadt und erregte durch seine Beredsamkeit und seinen Glaubenseifer solches Aufsehen und fand solchen Anhang, dass seine Kirche bald zu klein wurde und die zur Sekte der Campbelliten gehörende Gemeinde eine neue bauen musste. Allein nicht alle Mitglieder glaubten an die göttliche Sendung und die edle Gesinnung ihres Geistlichen, sondern hielten ihn vielmehr für einen geriebenen Heuchler, unmoralischen Menschen und heimlichen Schnapssäufer. Dass er Schnaps trank, gab er auf Befragen des Kirchenrates zu und zeigte den Brief eines Arztes, worin ihm empfohlen wurde, zur Erhaltung seiner Gesundheit sich dann und wann ein Gläschen zu genehmigen. Je mehr er trank, desto feuriger predigte er; als er jedoch mehrmals die Kanzel stark angeheitert betrat, musste er seine Stelle niederlegen. Seine Abschiedsrede war nun so beleidigend und skandalös, dass ihn einige seiner Freunde, gleichsam um sich selbst zu rechtfertigen, wegen Irrsinns einstecken liessen. Unter

der Bedingung, die Stadt zu verlassen, wurde er jedoch bald wieder frei gegeben. Er hielt auch sein Wort und ging fort; bald aber kehrte er wieder zurück und gründete mit seinen Getreuen eine Gemeinde christlicher Wissenschäftler oder Gebetsheiler. Seine medizinische Praxis trug ihm schweres Geld ein; die Korrespondenz, die er mit Patienten aus allen Teilen Amerikas führte, soll ihm nach Zeitungsberichten allein 2000 Dollars monatlich eingebracht haben.

Der Glaube an Wunderkuren wird, da sich damit leicht ein lohnendes Geschäft in Verbindung bringen lässt, in Amerika (und auch sonst) durch die katholische Kirche stark befördert.

In der Kirche von St. Anna, die sich in der Nähe Quebeks befindet, sind drei hohe Haufen von Krücken, Bandagen u. s. w. aufgestapelt, die dort von Kranken nach ihrer Heilung zurückgelassen worden sind. Dieser Wunderort, der einen Knochen der heiligen Anna, der Mutter Mariä, beherbergt, soll in Sommermonaten manchmal von 50000 Hilfesuchenden aus Kanada und den Vereinigten Staaten besucht werden.

Als einst vor langen Jahren französische Matrosen den St. Lorenzstrom hinauffuhren und von einem schrecklichen Sturme überfallen wurden, versprachen sie, nach ihrer Rettung der Mutter Mariä ein Kreuz zu errichten. Dies thaten sie auch, und an der Stelle dieses Kreuzes steht heute eine schöne Steinkirche, zu der jährlich die Blinden, Lahmen, Tauben und Verkrüppelten scharenweise pilgern und den aus dem Handgelenke der Schwiegermutter Josephs stammenden Knochen küssen. Nach der Legende war die Leiche jener Frau im Tale Josa-

phat bei Jerusalem begraben worden; später waren die Knochen nach Frankreich gekommen, und von dort hatte dann einer derselben auf wunderbare Weise seinen Weg nach Kanada gefunden. Die Hüter dieses Schatzes aber warten nicht immer, bis sich die Besucher während der schönen Sommermonate bei ihnen einfinden, sondern sie vermieten ihn, besonders im Winter, manchmal gegen eine bestimmte Entschädigung an andere unfehlbare Gemeinden, die seine Wunderkraft auch nicht jedem unentgeltlich zur Verfügung stellen. Als jener Knochen vor einigen Jahren in einer Kirche New-Yorks ausgestellt war, liessen ihn einige demokratische, an Geld und Einfluss reiche Politiker sich in ihre Privatwohnungen senden, um ihn dort bequem verehren zu können.

Auch der Sympathiemittel bedient man sich in Amerika noch vielfach. Will man haben, dass eine gewisse Person von Kopfweh geplagt werde, so nimmt man ihr Bild und begräbt es mit dem Kopfe nach unten. — Wer sich in New-Jersey vom Husten befreien will, steckt die Finger in die Ohren, verstopft die Nase und stellt sich so lange auf den Kopf, bis er schwarz im Gesicht wird.

Oft verlangen Leute „Menschenöl“ in einer Apotheke; sie erhalten es auch und bezahlen gerne, damit sie ja unverfälschte Ware erhalten, einen hohen Preis dafür. Dasselbe soll, äusserlich angewandt, die heftigsten Zahnschmerzen beseitigen. — In Chicago verliert mancher Hund deshalb sein Leben, weil man glaubt, sein Fett schütze gegen Auszehrung.

Ein Sport, dem sich insonderheit die Deutschen in den Bergen des östlichen Pennsylvanien zur Zeit widmen, ist die Klapperschlangenjagd. Gejagt wird das Reptil

wegen seines Oeles. Letzterem schreibt man Heilkraft in vielen, Mensch und Tier behelligenden Krankheiten und Leiden zu. Besagte Jagd findet in den ersten Wochen des Juli statt, weil, wie die Klapperschlangenjäger behaupten, das Reptil zu keiner anderen Jahreszeit körperlich sich in einem so guten Zustand befindet, wie anfangs Juli, und weil die Oelausbeute, welche das Tier liefert, hinsichtlich der Qualität sowohl als auch der Quantität um diese Zeit besser als zu jeder anderen ist.

In Betreff des Aufenthaltsortes gibt die pennsylvanische Klapperschlange den Bergen den Vorzug, wo sie sich besonders Stellen mit Gestrüpp und Gesträuch, wie dem der Heidelbeere, als ihre Lieblingsplätze wählt. Hier windet sie sich zwischen dem Gesträuch hindurch oder klimmt über dasselbe, um kriechendes und nagendes Getier für ihre Nahrung zu finden. Gelegentlich kommt die Schlange auch den Bergabhang herunter nach der Ebene, wo sie indess nicht weit vorzudringen pflegt. Einer besonderen Aufmerksamkeit seitens der Klapperschlange erfreuen sich auch Steinhaufen und Steinmauern. Hier findet das Tier Vögel und Mäuse für seine Mahlzeit, und hier wärmt es sich in den heissen Sonnenstrahlen. Die letztere Gepflogenheit gereicht der Schlange aber oft zum Verderben. Heumacher finden sie hier, töten sie und bringen sie des Abends nach dem Farmhause, wo ihr Körper zerteilt wird. Letzteres geschieht aber nie vor Sonnenuntergang, denn, so sagen die Klapperschlangenjäger, der Schwanz der Schlange stirbt nicht, bevor die Sonne unter den Horizont gesunken.

Gewöhnlich liegt die Schlange lang ausgestreckt auf der Steinmauer. Die von der Sonne erhitzten Steine

unter ihr, sowie die sengenden Sonnenstrahlen über ihr scheinen sie in einen Zustand des Sichselbstvergessens zu versenken, so dass sie die Vorgänge um sich nicht wahrnimmt und sich selbst kaum zum Oeffnen der Augen entschliessen kann, wenn ein plötzliches Geräusch oder ein Laut ihre beschauliche Ruhe unterbricht. Diesen Zustand des Reptils machen sich die Heumacher zu nutze. Sie verhalten sich vollkommen ruhig. Ihrem Vorbilde folgen auch die Frauen, welche in jenem Landesteile mit auf dem Felde arbeiten und welche sich vor einer Klapperschlange so wenig fürchten, wie die Männer. Beim Heumachen ist es nun Sitte, jedesmal, wenn man bis zum Ende der Wiese gekommen ist, eine kurze Zeit zu rasten. In neun Fällen von zehn befindet sich in der Nähe ein Steinhaufen. Die Rast benutzen dann die Heumacher, um Ausschau nach Klapperschlangen zu halten. Sonnt sich solch ein Tier auf dem Steinhaufen, so versichern sich die Männer zunächst eines etwa zehn Fuss langen Astes, der an dem Ende, wo er vom Baume geschnitten wurde, einen oder zwei Zoll im Durchmesser hat. Bis auf zwei an dem entgegengesetzten dünneren Ende des Astes werden die Zweige dicht am Aste abgeschnitten. Die beiden übrig gebliebenen Zweige werden gabelförmig zugeschnitten. Während nun einer der Heumacher das dickere Ende des Astes mit beiden Händen fasst, nähert er sich geräuschlos dem Reptil von hinten und umschliesst vermittelst der Gabel den Hals desselben. Die Schlange wird nun mit ihrem Schwanze die Luft peitschen und wütend ihre Zunge aus dem Rachen hervorstossen; ihren Kopf aber kann sie nicht bewegen, weil ihr Hals von von der Gabel eingeklemmt ist. Ein zweiter Mann mit

einem Knüttel macht dem Reptil dann den Garaus.

Eine Tradition besagt, dass, wenn die Klapperschlange verhindert ist, ihren Angreifer zu beissen, sie sich vor Wut selbst beisst und so sich und das aus ihrem Fett gewonnene Oel vergiftet. Aus diesem Grunde fängt man das Reptil mit der beschriebenen Gabel, welche dem Tiere die Möglichkeit nimmt, sich selbst zu verletzen.

Behufs Zerschneidung des Körpers der getöteten Schlange legt man diese lang ausgestreckt auf ein Brett und befestigt sie, indem man einen Nagel durch ihren Kopf und einen durch ihren Schwanz treibt. Vorsicht ist auch hierbei geboten. Sollte es der Schlange nämlich gelungen sein, trotz der angegebenen Vorsichtsmassregeln sich selbst zu beissen, und sollte alsdann der Operateur die kleinste Wunde an seinen Fingern oder an seiner Hand haben, so hat er Blutvergiftung und qualvollen Tod zu gewärtigen.

Das Fett der Klapperschlange sieht gelblich aus; das aus diesem produzierte Oel ist ziemlich weiss und ähnelt dem Schildkrötenöl. Etwa zwei bis drei Unzen Oel kann man von einer Klapperschlange, die sich im besten Zustande der Ernährung befindet, erhalten. Um sich zu vergewissern, ob das Oel frei von Gift ist, füllen die Klapperschlangenjäger des Keystone-Staates eine Kaffeetasse mit Milch und lassen auf diese einen Tropfen des Oeles fallen. Zerteilt sich hierbei der Oeltropfen in kleine Kügelchen, die auf der Milch umherschwimmen, so ist das Oel vergiftet und wird ohne weiteres im Garten vergraben. Bleibt der Tropfen bei seinem Falle auf die Milch unzerteilt und schwimmt er als ein Ganzes auf dieser, so ist das Oel giftlos und kann ohne Gefahr ver-

wandt werden. Ein Wissenschäftler wird dieser Prüfungsmethode zwar kein unbedingtes Vertrauen schenken, die Klapperschlangenjäger Pennsylvaniens aber sind von ihrer Unfehlbarkeit überzeugt.

Das Klapperschlangenöl findet nun bei den Bewohnern jenes Landesteiles mancherlei Verwendung. Eigentlich ist es für sie ein Universalheilmittel, das zur Benutzung kommt, wenn ärztliche Diagnosen und gewöhnliche Behandlung eines Leidens ohne Erfolg waren. Eine Warze, welche durch kein anderes Mittel zu beseitigen war und selbst nicht verschwand, nachdem man sie mit einer lebenden Kröte gerieben, wird in Klapperschlangenöl gebadet und dann mit einem Stück fetten Schweinefleisches überbunden, welches die Nacht über auf der Warze verbleibt. Das Schweinefleisch wird dann am Morgen an der Längsseite des Hauses vergraben, da, wo das Wasser vom Dache hintropfen kann. Die Person aber, welche das Vergraben des Fleischstückes besorgt, darf hierbei nicht rückwärts sehen, denn sonst ist die ganze Mühe umsonst. Augenleiden aller Art, Augenblinzeln und Augenstaar eingeschlossen, werden vermittelst Klapperschlangenöls behandelt. Einem im Wachstum zurückgebliebenen Füllen wird Klapperschlangenöl unter die Zunge gerieben. Einem kranken Schafe, das sein Futter nicht kauen kann, gibt man einen kleinen Ball, bestehend aus gesäuertem Brote und der innern grünen Rinde des Holunderbaumes, die man in der Richtung nach unten abgeschält und mit Klapperschlangenöl bestrichen hat. Gegen den Biss toller Hunde ist Klapperschlangenöl ebenfalls ein gepriesenes Mittel, nur muss dasselbe innerhalb neun Tage, nachdem der Patient den

Biss erhalten, angewendet werden.

Hin und wieder ziehen die pennsylvanischen Klapperschlangenjäger dem behufs der Oelgewinnung getöteten Reptile auch die Haut ab. Letztere wird dann in der Weise gegerbt, dass man sie drei Wochen in flüssiger Seife liegen lässt. Darnach wird die Haut getrocknet und so lange gepeitscht, bis sie weich und biegsam ist. Das so gewonnene Leder ist dann für den Gebrauch fertig. Schmale Streifen solchen Leders um den Arm oder das Handgelenk gebunden, befreien den Patienten von Rheumatismus. Sind in der Nachbarschaft die Masern ausgebrochen, so näht man Kampfer und Asa foetida in einen kleinen Beutel aus Klapperschlangenhaut, den das Kind vermittelst eines aus dem gleichen Material bestehenden Fadens, der vom Halse des Kindes herunterhängt, auf der Brust trägt. Geldbörsen aus Klapperschlangenhaut herzustellen, widersteht den Pennsylvanier-Deutschen. Solche profane Verwendung der Klapperschlangenhaut würde ihren Glauben an die Heilkraft derselben erschüttern.

In der Nähe von Jeffersonville, Indiana, wohnt (1896) ein Mann namens J. W. Jacobs, der im Orden der Ehrenritter ein hohes Amt bekleidet und die Gabe besitzt, das Blut nach Wunsch stillen zu können. Da ihm unzählige Wundertaten angedichtet werden, so erfreut er sich ausgedehnter Kundschaft. Wird zu nachtschlafender Zeit seine Hilfe begehrt, so fragt er einfach, ohne vom Bette aufzustehen, in welchem Zimmer der Patient liege. Nach erhaltener Antwort erklärt er dann, die Blutung habe aufgehört und schläft, ohne ein anderes Wort zu sagen, weiter. Nach seiner Ansicht braucht der Kranke nicht

einmal an die Geheimkraft des Wunderdoktors zu glauben. Jacobs behauptet, seine Kunst, die ausschliesslich auf der Hilfe Gottes beruhe, von der Frau eines Farmers gelernt zu haben, wie sie denn überhaupt eine Frau nur einem Manne und ein Mann nur einer Frau lehren könne. Honorar beansprucht er nicht für seine Kuren.

Ein bei Jeffersonville, Indiana, (1896) lebender Mann namens John Burkley beseitigt die Warzen einfach dadurch, dass er mit seinen Fingern darüber streicht. — Brandwunden heilen einige im südlichen Indiana wohnende Sympathie-Doktoren dadurch, dass sie den leidenden Körperteil anblasen und dabei eine Zauberformel murmeln. Dieselben bedienen sich auch der Wünschelrute, um unterirdische Quellen zu entdecken und werden aus diesem Grunde „water witches“ genannt.

Medizinische und alchymistische Werke des Mittelalters haben viel von den Wunder wirkenden Eigenschaften gewisser Steine zu berichten. Agatstein soll den Besitzer beredsam, klug und angenehm machen; Korallen, um den Hals getragen, sollen dem Körper Stärke verleihen; ein pulverisierter Magnetstein soll, in Milch genossen, die Melancholie beseitigen, und ein Hundezahn in der Tasche soll gegen Tollwut schützen.

Der Kopf der Kröte soll nach altem Glauben einen Crepandina genannten Stein enthalten, mittelst dessen man den Biss irgend eines giftigen Tieres heilen kann. Shakespeare gedenkt desselben in seinem Lustspiele „As you like it“ mit folgenden Worten:

„Sweet are the uses of adversity,
Which, like the toad, ugly and venomous,
Wears yet a precious jewel in his head.“

Dieser Krötenstein wird auf folgende Weise er-

langt: Man muss die Kröte freundlich behandeln und auf rotes Tuch legen, dann wird sie bald einen wertvollen Stein von sich geben.

Erasmus, der England zur Zeit Heinrichs VIII. besuchte, sah einen Krötenstein zu Walsingham in Kent und schrieb darüber: „Zu den Füssen der Mutter Gottes liegt ein Kleinod, für das weder Griechen noch Römer einen Namen haben und welches die Deutschen „Krötenstein“ nennen, weil es in der Form eine Kröte darstellt. Das Wunder aber besteht darin, dass der Stein so klein ist und dass die Kröte sich nicht auf der Oberfläche des Steins befindet, sondern durch ihn scheint, als ob sie im Kleinode wäre.“

Die Lebemänner zur Zeit der Borgias hielten grosse Stücke auf den Krötenstein, denn sie lebten stets in der Furcht, infolge ihres Reichtums vergiftet zu werden.

Nach dem Glauben der Tiroler erhält man den Krötenstein, wenn man die Kröte in einem Ameisenhaufen zerfressen lässt; streicht man eine Wunde damit, so heilt sie sofort; kommt Gift in seine Nähe, so schwitzt er.

In W. v. Schulenburgs „Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald“ heisst es:

„Die Kröten haben einen König, der trägt eine Krone. Auf der Krötenkrone ist das Leiden Christi; mancher kann das ausdeuten. Sie ist sehr gut zum Besprechen bei Krankheiten und wird auf die kranke Stelle gelegt oder gedrückt und bringt überhaupt Glück. Es gibt verschiedene Arten von Krötenkronen; hauptsächlich im Gebrauch sind drei. Als wertvollste gilt die kleine weisse Krötenkrone, Galerites vulgaris (weiss verkieselt, klein); sie ist sehr selten, wer sie hat, trennt sich nicht

von ihr; sie soll das beste Mittel gegen alle Halsleiden sein. Man kocht sie, isst einen Teller voll und das Halsübel ist sofort weg. Die zweite Art ist die „richtige Krötenkrone“ (Seeigel, in Feuerstein mit bräunlicher verwitterter Rinde, oft mit anhaftender Kreide); sie ist am meisten bekannt und in Gebrauch und „sehr gut“ gegen vielerlei Uebel. Manche schaben bei Augenleiden etwas unten vom Boden ab und pusten es in die Augen, wenn nichts anders mehr hilft. Die dritte Art, Galerites abbreviatus, Sen. Feuerstein, sieht wie von Stein aus; manche halten nicht viel von ihr, aber sie soll auch recht gut sein. Sie wurde unter anderm als vortrefflich gegen Neuralgie empfohlen.“

Der Glaube an den sogenannten Tollstein (madstone), mittelst dessen man Vergiftungen kurieren will, ist in Amerika allgemein verbreitet; es existieren jedoch nur wenige Exemplare desselben. Wenn ein solcher Stein, der ungefähr die Grösse einer halben Citrone hat, auf die von einer giftigen Schlange oder einem tollen Hund herrührende Wunde gelegt wird, saugt er das Gift in sich; nach einer Zeit fällt er ab, und wenn man ihn dann in Wasser legt, gibt er den Giftstoff von sich. Dies wird so lange fortgesetzt, bis der Stein nicht mehr an der Wunde festklebt. Aus welchen Mineralen jener Stein zusammengesetzt ist, weiss niemand, da kein Besitzer eines solchen jemals die Erlaubnis gegeben hat, ihn wissenschaftlich zu untersuchen.

In den Grafschaften Essex und Loudon von Virginien glaubt man steif und fest an die Heilkraft des Tollsteins. Edwin Tyler aus dem Städtchen Aldie des ge-

nannten Staates berichtet folgendes[1]: „Mein Grossvater Capt. James Smith, ein Schottländer, kam 1785 in seinem zwanzigsten Jahre nach Virginien und liess sich in Richmond nieder. Er machte mehrere Seereisen nach Australien und Ostindien, und als er 1804 mehrere Tage auf einer ostindischen Insel verweilte, kam ein freundlicher Eingeborener zu ihm und bot unter anderen Dingen auch einen kleinen bläulichen Stein zum Verkauf aus. Um ihm die Bedeutung desselben zu demonstrieren, nahm er einen Skorpion aus einem Weidenkäfig und liess ihn eine Katze beissen. Das Tier zitterte und starb nach wenigen Minuten. Dann musste ein Mann seinen Arm in den Käfig stecken und sich vom Skorpion stechen lassen; nachdem dies geschehen, legte man den Tollstein auf die Wunde, er sog sich fest und als er nach einiger Zeit abfiel, war der Ostindier wieder so gesund wie vorher. Als Smith jene Leute fragte, woher sie solche Steine hätten, erwiderten sie, das dürften sie nicht sagen, da sie sonst nach den Gesetzen des Landes das Leben verlieren würden.“

Smith kaufte 18 bis 20 dieser Steine, schenkte einige seinen Freunden zu Richmond und hob die übrigen für eigenen Gebrauch auf. Einer kam später in den Besitz Tylers; derselbe war $1^1/_2$ Zoll lang, $^1/_2 - ^3/_4$ Zoll dick, hatte dunkelblaue Farbe und glich im übrigen einem Feuerstein. Der Eigentümer gab vor, damit mehrere von tollen Hunden und giftigen Schlangen gebissene Personen erfolgreich geheilt zu haben.

Vor einigen Jahren liess Jakob Crossler zu Columbus,

---

[1]) Nach einem Bericht in der „New-York World“ vom 12. Mai 1895.

Ohio, seinen Sohn, der von einem tollen Hunde gebissen worden war, schnell nach Beaver zu einem gewissen Tilberry Crabtree bringen, der einen Tollstein besass. Als er ankam, war jener Herr gerade in der Kirche; Crossler eilte schnurstracks hinein und auf ihn zu, was, da jeder den Zweck dieser Ueberraschung zu ahnen schien, solche Aufregung hervorbrachte, dass sich die Kirche schnell leerte, denn alle wollten sich von dem mit dem Tollstein erzielten Erfolge überzeugen. Crabtree legte den Stein, welcher von hellbrauner Farbe und ungefähr zwei Zoll lang und einen Zoll dick war, auf die Wunde am Arme, an der er acht Stunden und 25 Minuten wie ein Blutegel hängen blieb. Dann fiel er ab. Der stark geschwollene Arm des Jungen hatte wieder den Normalumfang. Als Crabtree starb, vermachte er diesen Wunderstein seinem Testamentsvollstrecker David Hayes.

Nach einem Zeitungsberichte besitzt R. R. Spradley in St. Louis einen Wunderstein, den er „chinesischen Schlangenstein“ nennt. Derselbe sieht aus wie eine Kohle, ist leicht wie ein Schwamm und sehr porös. Mit diesem Dinge will er mehrere von tollen Hunden gebissene Personen kuriert haben. Als er 1874—77 den Staat Texas bereiste, um Vermessungen für die Texas Pacific-Bahn vorzunehmen, heilte er zahlreiche Arbeiter, die von giftigen Schlangen gebissen worden waren.

Als untrügliche Anzeichen künftiger Freuden oder Leiden führe ich folgende an: Eine krähende Henne scheint überall, so auch in Amerika, Unglück zu bringen; deshalb fallen auch nach der Mitteilung mehrerer Farmer die Hennen über ihre unnatürliche Schwester her und hacken so lange mit ihren Schnäbeln auf sie los, bis sie

das Leben aushaucht. — Auch von pfeifenden Mädchen erwartet man nichts Gutes.

„A whistling girl and a flock of sheep
Are the very worst things a man can keep.
A whistling girl and a crowing hen
Always come to a very bad end“.

Taufwasser muss man an den Weinstock schütten, damit er wächst. Dies ist gar nicht so dumm, denn das geweihte Wasser, durch das ein kleines Kind von der Erbsünde befreit wurde, sollte nach jenem kurzen Akte doch noch so viel Kraft besitzen, um das Wachstum eines Weinstocks, dessen Frucht ja doch auch des Menschen Kummer und Elend verscheuchen soll, zu befördern und die Reblaus fernzuhalten.

Die Bewohner von Ohio glauben, dass sie gegen Rheumatismus gefeit seien, wenn sie eine Kastanie bei sich tragen. Viele aus diesem Staate stammende Soldaten hatten während des Bürgerkrieges Kastanien in der Tasche. — Ein schielender Mensch verbreitet Unglück. Eine Newyorker Zeitung (April 1899) schreibt:

„Nachdem die Negerin Laura Golden von Jersey City vor Friedensrichter Potts ihren ungetreuen Geliebten Martin Brown wegen gebrochenen Eheversprechens verklagt hatte, erklärte sich letzterer zu einer Trauung bereit. Als der Polizeirichter dieselbe vollziehen wollte, bemerkte er, dass die Braut schielte und erklärte: „Ich werde nie an einem Freitag eine Trauung vornehmen, wenn eine der beiden Parteien, wie die Braut in diesem Falle, schielt. Es ist eine schlimme Vorbedeutung.“ Das Brautpaar begab sich darauf zu dem deutschen Friedensrichter Geiger, der weniger abergläubisch war, beide traute und mit seinem Segen entliess.

Von Hexen, Gespenstern und Geistern wimmelt's noch immer in Amerika.

Frau Rhode Prince, welche bei Greenup in Kentucky wohnte und daselbst 1895 in hohem Alter starb, erzählte mir einst, dass sie vor langen Jahren einmal behext worden sei. Alsdann sei sie unter dem Einflusse eines geheimnisvollen Wesens in den Garten geeilt, habe Gras gefressen wie eine Kuh und sei dann wieder ruhig, als ob nichts passiert wäre, ins Haus zurückgegangen. Oft sei sie auch in die Scheune gelaufen, habe den Boden gekratzt, als ob sie Körner suche und sich dabei aufgeführt, als ob sie zur Henne geworden sei. Einst habe sie sich für eine Gans gehalten und verlangt, dass man ihr die Federn ausreisse. Als man ihr diese Bitte nicht gewährt, sei sie zum Hause hinausgestürzt, habe ihre Kleider abgezogen und sie in einem Fass versteckt. Dann sei sie in einen Bach gewadet und habe sich wie eine Gans gebärdet.

Als sie einstmals die Rolle einer Katze spielte und auf einen hohen Baum kletterte, hatte sie das Unglück, herabzustürzen und das Bein zu brechen. Sie legte jede Nacht drei Bibeln und zwei Scheren unter ihr Kopfkissen; wenn man ihr dieselben heimlich wegnahm, erwachte sie plötzlich, schlug wild um sich, als ob sie sich gegen einen unsichtbaren Feind verteidige und kam dann erst zur Ruhe, wenn man jene Sachen wieder an ihren alten Platz gelegt hatte. Diese Frau galt überall als Hexe; in Wirklichkeit aber war sie irrsinnig.

Im Jahre 1895 lebte zu Portsmouth in Ohio eine behexte Dame, die zuweilen in ein Maisfeld lief, dort frische Aehren vom Stengel ass, dann nach Hause eilte

und in einen tiefen Schlaf fiel. Jedesmal, wenn sie wieder erwacht war, erzählte sie regelmässig, eine fremde Frau sei ihr erschienen, habe sie in das Feld geführt und in ein Pferd verwandelt.

Dass die Geister in Amerika nicht aussterben, sondern sich vielmehr tagtäglich vermehren und sich überall bemerklich machen, dafür sorgen schon die Spiritualisten, die besonders in der Neuzeit eine ausserordentliche Rührigkeit entfalten. Der Spiritualismus ist bereits zur Religion geworden, deren Anhänger eigene Kirchen besitzen und sich darin von berufenen Predigern bedienen lassen. Sie freuen sich, dass sie, währenddem die übrige Welt im Finstern tappt, über die wichtigsten Fragen des Daseins von unfehlbaren Geistern, von deren Existenz sie die überzeugendsten Beweise besitzen, unterrichtet werden. Allerdings leuchten jedem diese Beweise nicht ein und da, wo man den Mundstücken der Geister ernstlich auf den Leib rückte und sie durch Kreuz- und Querfragen in die Enge trieb, stellte es sich stets heraus, dass man es einfach mit geriebenen Schwindlern, die auf die Leichtgläubigkeit der Masse spekulierten, zu tun hatte. In mehreren Städten der Union hat man, um der Sache auf den Grund zu kommen, Gesellschaften für psychische Untersuchungen gegründet, allein die Medien haben ihnen selten Gelegenheit gegeben, ihren Scharfsinn zu erproben.

Den Spiritualisten sind alle Dinge möglich. In der Umgegend von Westfield in Süddakota wohnte, wie die Zeitung „Butte Inter-Mountain“ mitteilt, ein Farmer namens John Small, dem alle Kinder gestorben waren. Nach dem Tode eines vierzehnjährigen und letzten Sohnes erzählten die Eltern, die Spiritualisten waren, ihren

Freunden, dass sich ihr Henry nächtlich zeige und bald wieder ins Leben zurückkehren werde. Zu den Freunden desselben gehörte auch der siebzehnjährige Nels Larson, ein skandinavischer Waisenknabe, der auf Smalls Farm aufgewachsen war. Auch dieser erzählte, dass ihm Henry oft im Traume erschienen sei und dass er versprochen habe, die Seele des Verstorbenen in seinen Körper einziehen zu lassen. Eines Tages schien Larson verändert zu sein; er besass nicht nur den Klang der Stimme Henrys, sondern auch sonst alle Eigenschaften desselben, nur sein Körper war derselbe geblieben. Und das merkwürdigste war, dass er nun ein sehr gutes Englisch sprach, das frei von jedem an seine Muttersprache erinnernden Accent war. Small war von der Wahrheit dieser Verwandlung so fest überzeugt, dass er den jungen Mann als Sohn adoptierte. Einige Farmer aber meinten, Larson sei doch nicht so dumm gewesen, wie er ausgesehen habe.

Wer heute in Amerika Auskunft über Geister haben will, braucht nicht mehr zu den im fernen Westen herumschwärmenden Rothäuten, oder zu den im tiefsten Aberglauben steckenden Negern des Südens zu gehen, sondern er kann sich getrost an die in Palästen wohnenden Bleichgesichter männlichen und weiblichen Geschlechtes wenden. Allerdings halten die dort verkehrenden Geister keine lange Reden mehr wie der alte aus dem Grabe geschlüpfte Hamlet, ja, sie sprechen sogar noch höchst selten, da sie sich von der Wahrheit des Sprichwortes, dass Schweigen Gold sei, überzeugt zu haben scheinen. Ein erfahrener Spiritualist sagte mir einmal, dass es den Geistern seit einiger Zeit streng verboten sei, überhaupt

Mitteilungen zu machen, und ich bemerkte darauf, dass sie am klügsten handeln würden, wenn sie sich darnach richteten. Doch der Geisterglaube ist bereits vielen Amerikanern zum Lebensbedürfnis geworden und sie lassen sich durch keine wissenschaftliche Widerlegung desselben davon abbringen.

Das Kapitol in Washington soll von fünfzehn verschiedenen Geistern oder Gespenstern heimgesucht werden; auch zeigt sich dort in bestimmten Perioden die sogenannte Teufelskatze. Dieselbe sieht auf den ersten Anblick wie eine gewöhnliche Katze aus; je länger man sie aber anschaut, desto grösser erscheint sie.

In der Statuary-Hall, also in der Halle, wo die Statuen berühmter Staatsmänner aufgestellt sind, hört man oft, wie alle dort angestellten Wächter und Diener versichern, geisterhafte Fusstritte, ohne jedoch ein Wesen zu sehen, von dem sie herrühren. Nach allgemeiner Ansicht soll der Geist des in dieser Halle gestorbenen Präsidenten John Quincy Adams jenes Geräusch verursachen. General Logans Geist, der an seinem langen Haare kenntlich ist, zeigt sich jede Nacht in dem Zimmer, in dem sich das Komite für Militärangelegenheiten versammelt; er geht alsdann zwischen zwölf und ein Uhr stillschweigend durch jenes Lokal, schleicht darauf die Treppe hinunter und verschwindet.

Fort Madison, eine zwölf tausend Einwohner zählende, in Jowa gelegene Stadt, hat ein Spukhaus, in dem nächtlich ein Geist mit schweren Tritten dreimal durch jedes Zimmer bei verschlossenen Türen und Fenstern geht und dann wieder verschwindet. Kein Bewohner dieses Hauses hat ihn jemals gesehen, aber jeder hat seine

Fusstritte deutlich gehört.

In jenem Städtchen scheinen überhaupt merkwürdige Dinge zu passieren. Im Jahre 1897 blieb dort der Schauspieler Rummel über Nacht und wurde in einem Zimmer einquartiert, in dem am Tage vorher die Leiche eines Mannes, der bei einem Eisenbahnunfalle das Leben verloren, gelegen hatte. Kaum war er eingeschlafen, da kam es ihm vor, als schüttle ihn jemand unter Nennung seines Vornamens am Arme. Als er erwachte, stand der Tote vor ihm und bat ihn, an seine Verwandten in Beaver Falls, deren Namen und Adressen er genau angab, zu schreiben und sie von seinem plötzlichen Ableben zu unterrichten. Rummel tat es auch und machte, wie er selbst erzählte, dadurch ausfindig, dass die Angaben des Geistes zuverlässig waren.

Im nördlichen Teile von Ost-Sankt-Louis befindet sich ein vernachlässigter Kirchhof, auf dem nur noch höchst selten ein Mensch begraben wird. In der Nähe desselben hatte sich einst ein westwärts wandernder Pionier mit Kind und Kegel niedergelassen und sich mit seinem „Prairie-Schooner“ [1]) auf kurze Zeit vor Anker gelegt. Unter den Haustieren, die er mit sich führte, befand sich auch ein mit einer Schelle versehenes Schaf, das eines Tages unbemerkt durch den Zaun des Kirchhofes kroch, um sich am üppigen Grase der Gräber zu laben. Als es am Abend fehlte, begab sich der Sohn des Pioniers auf die Suche und fand es endlich auf dem mondbeschienenen Friedhofe. Diesem Ereignis hatten nun einige Bewohner der Nachbarschaft aus dem Fenster zugesehen und am nächsten Tage war wieder eine neue

---

[1]) Ein grosser mit Leinwand überzogener Wagen.

Spukgeschichte im Umlauf.

Eine gutmütige alte, bei Fairford in Alabama wohnende Jungfer, die ihr ganzes Leben lang eine Brille getragen hatte, aber nach ihrem Tode (1896) von ihrem Adoptivsohne ohne dieselbe beerdigt worden war, erschien diesem jede Nacht so lange, bis er das Grab wieder öffnete und ihr die fehlende Brille in die Hand gab.

In einem alten Hause bei Washington's Crossing in New Jersey, in dem General Washington, ehe er den Delaware überschritt, eine Nacht zubrachte, versammeln sich zur Geisterstunde die Helden seiner Armee und halten eine Parade ab. Sie tragen, wie Augenzeugen versichern, Kniehosen mit Schnallen, dreieckige Hüte und sind mit alten Säbeln und Musketen bewaffnet.

Der Inspektor einer Anzahl bei Pierre in Süddakota beschäftigter Eisenbahnarbeiter starb plötzlich und wurde von seinen Leuten an Ort und Stelle beerdigt. Dieselben pflanzten auch zwei Baumwollstauden auf sein Grab und erlebten die Freude, dass diese prächtig gediehen, während dort sonst alle Pflanzen, teils aus Mangel an Bodenfeuchtigkeit, teils infolge der tropischen Sommerhitze elendiglich zu grunde gingen. Ja, als einst ein Prairiebrand jedes Pflänzchen zerstörte, blieben die beiden Baumwollstauden unverletzt. Der Geist des Inspektors erschien nämlich, wie man gesehen haben will, jede Nacht und bewässerte sie. Geister dieser Art kann man sich gefallen lassen; sie lassen jedermann in Ruhe, verrichten nützliche Arbeit und verlangen keinerlei Lohn dafür. Schade, dass unsere professionellen Spiritualisten noch keine solche entdeckt und den Menschen dienstbar gemacht haben.

Zu Lambertville in New-Jersey erschien der Geist des an einem Weihnachtstage ermordeten Rufus Williams und sägte jeden Abend von neun bis zwölf Uhr Holz; diese unstreitig nützliche Arbeit hatte auch zur Folge, dass sich die in der Nachbarschaft wohnenden Neger allmählich verzogen. In der Neuzeit aber wird er nicht mehr gesehen; vielleicht hat er sich wegen Holzmangels entfernt.

In Washington Heights bei Newyork hat jedermann vom Townsend-Geist gehört. Als Townsend, der ein Witwer war und mit seinen Kindern in einer Mietskaserne wohnte, einst auf einige Tage verreiste, sah seine siebzehnjährige Tochter das Bild ihrer verstorbenen Mutter und bemerkte, wie der Kopf desselben allmählich verschwand und an seiner Stelle das bleiche abgezehrte Gesicht des Vaters zum Vorschein kam. Als sich diese Erscheinung am nächsten Abend wiederholte, geriet das Mädchen in die grösste Angst und flüchtete sich zu einer Nachbarin, die ihr dann die Mitteilung machte, dass ihr Vater gestorben sei.

Als einst ein Taucher, um die Silberschätze des untergegangenen kalifornischen Dampfers Sunol zu retten, sich ins Meer hinabgelassen und den Boden erreicht hatte, gab er das Zeichen, ihn so schnell wie möglich wieder hinauf zu ziehen, was dann auch geschah. Er erzählte darauf, dass es da unten ganz fürchterlich sei, dass der Teufel musiziere und lustig um einen grossen Goldhaufen tanze. Es wurde nun ein zweiter Taucher in die Tiefe geschickt und dieser fand, dass der vermeintliche Goldhaufen eine Spieldose war, die von den Wellen hin und her geworfen wurde und dabei musika-

lische Töne erschallen liess.

Vor fünfzehn Jahren zeigte sich jeden Abend am Flussdamme in Kansas City ein Geist, der folgenden Ursprung hatte: Eines Abends hatte sich ein mit einer Schrotflinte bewaffneter Mann hinter jenem Damme versteckt, um einem Feinde aufzulauern. Sobald dieser erschien, streckte er ihn nieder; doch als er am nächsten Morgen den Körper des Entseelten aufsuchte, stellte es sich heraus, dass er seinen Bruder erschossen hatte. Der Mörder musste nach seinem bald erfolgten Tode Jahre lang abends auf dem Flussdamm herum wandern. Einem anderen Geiste jener Stadt, der in den Ruinen der Santa Fe Stage Company sein Wesen trieb, wurde einst ein schwerer Stein an den Kopf geworfen, wonach er sein Spucken einstellte.

Ungefähr drei englische Meilen von New Haven in Michigan steht auf dem Landgute des Farmers Brandel eine verlassene Hütte, in der sich einst drei Fischer niedergelassen hatten. In der Nacht hörten sie ein Geräusch, als ob Ratten durch das Zimmer liefen und dieses Geräusch wurde allmählich so laut, dass es klang, als rühre es von den Fusstritten schwerer Männer her. Dabei bebte die Hütte so stark, dass man ihren Umsturz befürchtete. Einer versuchte, die Türe zu öffnen, und als dies nicht ging, sprang er zum Fenster hinaus und öffnete sie von aussen. Da die Fischer nun einen Ausweg hatten, fassten sie Mut und zündeten ein Licht an; doch sie sahen niemand. Den Rest der Nacht brachten sie im nahen Walde zu.

Als sie am nächsten Morgen dem genannten Farmer von ihrer nächtlichen Ueberraschung erzählten, entschul-

digte sich dieser, ihnen nicht gesagt zu haben, dass es in jener Hütte spucke. Vor siebenzehn Jahren lebte nämlich darin ein alter Einsiedler, der Ochsenfrösche für ein städtisches Hotel fing und im Geruche stand, sehr reich zu sein. Eines Tages fand man ihn tot mit einer Kugel im Kopf und seit dieser Zeit wurde jenes geheimnisvolle Geräusch gehört. Der Mörder ist nie entdeckt worden.

In den Niederungen des Tombighee-Flusses befindet sich ein kleiner See, der unter dem Namen David's Lake bekannt ist. An der Ostküste desselben steht eine der Seabord Lumber Company gehörende Sägemühle und in der Nähe derselben befinden sich einige für Neger bestimmte Hütten. Als in dieser Mühle längere Zeit nicht gearbeitet wurde, liessen die Eigentümer zum Schutze derselben einen Neger zurück. Derselbe fuhr eines Abends in einem Boote den Fluss hinaus, um Angeln zu legen und hatte dabei das Unglück, ins Wasser zu fallen und zu ertrinken. Sein Nachfolger verliess schon am zweiten Tage den Platz und der dritte machte es nicht besser. Nun zogen vier beherzte weisse Männer aus, um das Eigentum der Gesellschaft zu beschützen. Um Mitternacht sahen sie, wie ein Geist mit einer Angelrute am Hause vorbeischlich, ein Boot am Ufer losmachte und fortfuhr. Zwei folgten ihm in einem Schifflein, aber es war ihnen unmöglich, ihn einzuholen. Darauf schossen sie auf ihn, allein sie hätten gerade so gut auf den Mond feuern können. Endlich hörten sie einen lauten Schrei und die Erscheinung versank im Wasser. Als sie dies Abenteuer später ihren Bekannten erzählten, meinten diese, sie hätten an jenem Abende etwas zu tief in die

Flasche geblickt.

In der Nähe von Bardstown in Kentucky steht eine alte, aus unbehauenen Baumstämmen zusammengefügte Hütte, die zur Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges von einem gewissen Holder bewohnt wurde. Derselbe stand im Rufe Dieb, Räuber und Falschmünzer und zu jeder Schandtat fähig zu sein. Im Sommer 1859 ritt ein Fremder, der allem Anscheine nach viel Geld bei sich hatte, an jenem Hause vorbei und fragte Holder nach dem Wege nach Cumberland Gap, wo er seinen Bruder, der dort in einigen Minen interessiert war, aufsuchen wollte. Seinen Namen gab er als James Traverse an. Welche Auskunft er erhielt, weiss man nicht. Einige Wochen später machte sich sein Bruder auf die Suche nach dem Vermissten und fand, dass er bei Holder eingekehrt und dann spurlos verschwunden war. Er beauftragte nun einen Geheimpolizisten mit der Untersuchung dieses Falles, allein auch dieser verschwand plötzlich, ohne dass jemand wusste, wohin er gekommen war. Auch Holder verschwand und die Hütte stand geraume Zeit leer. Ein gewisser Ross, ein rauher Kerl, der sich später darin niederliess, hörte stets zur Mittagszeit „Hallo“ vor seiner Türe rufen, ohne dass er jemanden sehen konnte. Sobald jener Ruf ertönte, versteckte sich sein Hund jedesmal. John Ditzmann, ein Deutscher, der sich dann auf der betreffenden Farm ansiedelte, machte noch unangenehmere Entdeckungen, denn jede Nacht kam ein Geist in sein Zimmer gerasselt, setzte sich vor den Kamin und schürte das Feuer so fleissig, als wolle er das ganze Haus in Brand stecken. Nun unternahmen es einige Bürger von Bardstown, die Sache

gründlich zu untersuchen, und fanden unter dem Fussboden das Skelett eines Mannes, dessen Hirnschale zerschmettert war. Gewisse Kennzeichen deuteten darauf hin, dass sie hier die Ueberreste des ermordeten James Traverse vor sich hatten. Jener Geist hat sich übrigens später noch mehrmals gezeigt.

In Amerika ist der Glaube überall verbreitet, dass Mörder nach ihrem Tode die Stätte ihres Verbrechens besuchen müssen. Geister, die klirrende Ketten hinter sich herschleppen oder Vermessungen mit glühenden Ruten vornehmen, sind in Amerika selten. Den Hunden soll besonders die Gabe eigen sein, Geister sehen zu können. Der Engländer, welcher auf Weihnachten geboren ist, wird nie von Gespenstern belästigt.

Die Existenz der Geister ist eine Lebensfrage für die zahlreichen Medien Amerikas, denn ohne dieselben müssten sie sich nach einer ehrlichen Beschäftigung umsehen. Allein alle Beweise, die sie für ihre Sache bis jetzt vorgebracht haben, tragen den Stempel der Lächerlichkeit an sich und fordern unwillkürlich die Spottlust heraus. Als der grosse Redner und Freigeist Ingersoll gestorben war, arrangierte die aus Chicago stammende Frau C. H. V. Richmond in Springfield eine Versammlung von Gläubigen und Ungläubigen, um die Botschaft, die jener Agitator aus dem Jenseits an sie geschickt, bekannt zu machen. „Oft, wenn ich an der Leiche eines Freundes stand“, sprach sie bei dieser Gelegenheit, als Personifikation Ingersolls, „hoffte ich auf Unsterblichkeit. Ich hatte keine Kenntnis vom Leben jenseits des Grabes. Ich komme daher, um zu sagen, dass ich mich geirrt habe; denn ich weiss jetzt, es gibt ein Geisterland. Obschon ich

aber diesen einen Irrtum, oder vielmehr diesen einen Wissensmangel bekenne, komme ich, um zu erklären, dass ich sonst kein Wort, das ich gegen die Theologie gesprochen, zurückzunehmen Ursache habe. Ich sage noch, wie in meinem früheren Leben: lässt du mich wählen zwischen der Hölle, wie sie sich im orthodoxen Glauben abmalt, und dem beschränkten, bigotten Himmel, so gib mir die Hölle. Ich bin nicht tot. Sterben ist nicht totsein. Ich nehme alles zurück, was ich jemals gegen ein zukünftiges Leben gesagt habe; es gibt ein Geisterland, aber weder eine heisse Hölle mit gähnendem Schlund, noch einen goldgepflasterten Himmel mit Alabastermauern."

Tatsache ist übrigens, dass Ingersoll in den letzten Jahren seinen ehemaligen Unsterblichkeits-Unglauben dahin modifiziert hat: „Wir wissen nichts von einem Jenseits; können weder sagen es ist, noch es ist nicht; aber die Hoffnung bleibt."

Amerika hat natürlich auch seine „weisse Frau", deren Erscheinung stets ein Krieg folgt. Diese Prophetin, die sich nur in der Nähe von Jonesboro in Maine zeigt und auch dort den neuesten spanisch-amerikanischen Krieg vorhersagte, lebte im 18. Jahrhundert und hiess Nell Hilton. Sie war die Tochter eines Fischers in der puritanischen Kolonie am Stockfisch-Kap. Wie die Sage erzählt, wurden ihr die Fesseln, womit der puritanische Fanatismus Jugendlust und Jugendkraft zu brechen und zu bändigen versuchte, am Ende unerträglich und sie wusste ihren Vater zu überreden, mit seiner Familie in eine Gegend zu ziehen, wo ihrem regen, tatendurstigen Geiste mehr Freiheit gestattet war. Hilton also setzte sich mit Kind und Kegel in sein Schiff, fuhr nordwärts

und schlug an der sogenannten Englishmen's Bay, an dem Punkte, wo jetzt das Städtchen Jonesboro steht, seine Blockhütte auf. In jener Gegend gab es damals noch sehr wenige weisse Ansiedler; der Stamm der Passamaquoddy-Indianer bildete den Hauptteil der Bevölkerung.

Eines Abends, als der alte Hilton, vom Fischen zurückkehrend, über die Schwelle seiner Blockhütte trat, überraschte er seine Tochter in den Armen eines strammen Passamaquoddy-Häuptlings. Worüber er sich dabei am meisten wunderte, war, dass sich Nell, sein Töchterlein, gar nicht gegen die Liebkosungen ihres rothäutigen Bewunderers sträubte; sie schien vielmehr einen ganz besonderen Gefallen daran zu finden. Der Vater war vor Entrüstung ganz ausser sich, so dass ihm seine Zunge den Dienst versagte. Blitzschnell sprang er zum Kamine, riss seine Büchse von der Wand und schoss den Indianer wie einen tollen Hund nieder. Was eigentlich die Haupttriebfeder dieser raschen Handlung war, ob der ihm und seiner Familie zugefügte Insult oder die Prämie, welche die frommen Puritaner auf die Kopfhaut eines jeden Indianers gesetzt hatten, darüber schweigt die Geschichte. Offenbar jedoch war dem alten Pionier die Prämie in den Sinn gekommen, denn schon im nächsten Augenblicke beraubte er den noch zuckenden Körper seiner Kopfhaut und schleppte ihn dann bei den Füssen zur Tür hinaus.

Ins Haus zurückgekehrt, nahm er den blutigen Skalp und hing ihn, jedenfalls in der Absicht, die wertvolle Ware bei nächster Gelegenheit auf den Markt nach Boston zu bringen, im Rauche des Kamins auf. Als er damit fertig war, wendete er sich zur Tochter, die mit

den Händen vor dem Gesichte zusammengekauert im fernsten Winkel des Zimmers sass und forderte mit barscher Stimme nähere Erklärung. Nell hatte sich soweit wieder gesammelt, dass sie unter Schluchzen hervorstammeln konnte, sie habe schon längere Zeit Bekanntschaft mit dem Häuptling gehabt; er sei ihr Bräutigam gewesen und sie habe ihm die Ehe versprochen. Mit bitterem Hohne erwiderte der Alte, dass sie, wenn sie eine so grosse Vorliebe für die rote Hautfarbe habe, ihr Bündel schnüren und zu den Passamaquoddies gehen solle; unter ihnen würde sie jedenfalls noch einen Galan finden, der sie für ihren Verlust trösten könne. Was er aber sagte, war offenbar nicht sehr ernstlich gemeint, denn sprachlos vor Erstaunen sass er da, als er sah, dass sich Nell anschickte, seiner Weisung zu folgen. Ohne ein weiteres Wort zu sagen, schritt sie zur Tür hinaus in die finstere Nacht hinein.

Die puritanischen Ansiedler an der Bai von Massachussetts hatten eine eigentümliche Art, mit den Ureinwohnern des Landes zu verkehren. Ihre Agenten brachten Branntwein, wollene Decken und Glasperlen in Hülle und Fülle, um dafür von den Indianern Pelzwerk und Fische einzutauschen; ihnen Feuergewehre und Pulver zu verkaufen, war aber auf's Strengste untersagt. Ganz anders handelten die Franzosen in New Brunswick, an der anderen Seite des St. Croixflusses, der die Grenzlinie zwischen den englischen und französischen Besitzungen bildete. Dort konnten die Indianer alles haben, nur kein Feuerwasser. Die Missionäre aus dem Jesuitenorden, die mit der Christianisierung der Indianerstämme in New Brunswick bereits erfreuliche Fortschritte gemacht, hatten

von Anfang an darauf gedrungen, dass die Händler keine geistigen Getränke an die Rothäute ablassen durften. Die Folge dieser verschiedenartigen Handelsgebräuche war, dass die Passamaquoddies häufige Wallfahrten zwischen den Grenzposten der beiden Nationen anstellten. Was bei den Engländern nicht zu haben war, fanden sie bei den Franzosen. Nell Hilton war bei solchen Handelsfahrten die Hauptperson. Sie sprach fliessend Englisch und Französisch, sowie die verschiedenen Indianerdialekte und war nicht nur Dolmetscherin, sondern auch oberste Geschäftsführerin bei den Ein- und Verkäufen. Sie war nie in den Ehestand getreten, aber die Passamaquoddies betrachteten sie als ihre Königin. Wenn sie einen Wunsch aussprach oder einen Vorschlag machte, so hatte das bei den Kriegern immer mehr Gewicht, als die feierlichsten Ratsbeschlüsse der Häuptlinge. Ihr Wille war bei dem ganzen Stamme Gesetz.

Als im Jahre 1746 die unter dem Namen Acadier bekannten französischen Ansiedler von den Engländern aus Nova Scotia vertrieben wurden, weissagte Nell Hilton einen langwierigen blutigen Krieg und sie verhehlte dabei den Passamaquoddies auch nicht, dass die Engländer am Ende Sieger bleiben würden. Jedoch gab sie ihnen den Rat, treu zu den Franzosen zu stehen, weil von diesen die Indianer stets liebevoller und menschlicher behandelt worden seien.

Nachdem mit der Uebergabe Quebec's im Jahre 1759 Frankreich seine sämtlichen Besitzungen auf dem amerikanischen Kontinente an England verloren, zog Nell Hilton nach Grand Falls am oberen St. Johnflusse und wirkte dort in stiller Zurückgezogenheit fünfzehn Jahre

lang als Lehrerin in den französischen Schulen. Am 1. März des Jahres 1775 aber tauchte sie plötzlich wieder unter ihren alten Nachbarn in Jonesboro auf und mahnte sie, sich auf kriegerische Zeiten vorzubereiten. Bei allgemeinen Redensarten jedoch liess sie es dabei keineswegs bewenden. Vielmehr bewies sie ihre Sehergabe besonders dadurch, dass sie alle wichtigen Ereignisse des Unabhängigkeitskrieges, von der Schlacht bei Bunker Hill an bis zur Uebergabe des Generals Cornwallis in den genauesten Einzelheiten vorhersagte. Zwei Jahre nach dieser Prophezeiung, im Februar 1777, als die Kriegsfackel bereits in hellster Lohe stand, wurde sie von den Engländern als Späherin der Yankees verhaftet, nach St. John geschleppt und vor ein Kriegsgericht gestellt. In dem Verhöre legten viele Indianer und eine Anzahl einflussreicher weisser Ansiedler, die sie von Jugend auf kannten, Zeugnis für sie ab, in welchem besonders ihr unbescholtener Lebenswandel, ihr Rechtlichkeitssinn und ihre beständige Ausübung von Werken wahrer Nächstenliebe betont wurden. Alles aber half nichts; sie wurde schuldig befunden und zum Tode durch den Strang verurteilt. Die Hinrichtung sollte noch am Tage des Urteilsspruchs vollzogen werden.

Mit dem Strick um den Hals unter dem Querbalken des Galgens stehend, wendete sie sich, englisch, französisch und die Indianersprache redend, an die versammelte Menge. In einfachen, rührenden Worten schilderte sie ihren Lebenslauf und gab dann ihren Zuhörern die Versicherung, dass sie froh sei, für eine so gerechte und heilige Sache, wie die Unabhängigkeit und Freiheit des Vaterlandes ihr Leben opfern zu dürfen. Zuletzt kam

von ihren Lippen das feierliche Versprechen, dass sie für alle Zeiten, jedesmal wenn der Ausbruch eines Krieges bevorstehe, aus dem Totenreiche zurückkehren werde, um das Volk der Vereinigten Staaten zu warnen. „Und damit sich niemand irren kann“, so schloss sie ihre Rede, „soll dies für alle das Zeichen sein: Bei Jonesboro steht ein hoher, vom Meere bespülter Felsen, der nach meiner Familie den Namen „Hilton's Nacken“ führt. Auf diesem Felsen werde ich mit Sonnenaufgang am ersten März eines jeden Jahres, in dem ein Krieg ausbricht, erscheinen, und den Schlachtgesang der Passamaquoddies anstimmen“.

Die Leiche der Hingerichteten wurde, wie sie es in ihrem letzten Wunsche ausgesprochen, den Passamaquoddy-Indianern übergeben und von diesen auf Dana's Spitze, einer Hügelerhöhung, die eine wunderherrliche Aussicht auf die Passamaquoddy-Bay gewährt, zur Erde bestattet.

In der Morgendämmerung am 1. März 1812 bestiegen zwei Fischer von Jonesboro, Charles und Edgar Wass, ihre Boote, um ihrem Gewerbe nachzugehen. Als sie sich Hilton's Nacken näherten, hörten sie von obenher, wie aus den Wolken kommend, eine eigentümliche Melodie erklingen und emporschauend erblickten sie auf der Spitze des Felsens im Glanze der aufgehenden Sonne eine hehre Frauengestalt, die das Kriegslied der Passamaquoddies sang. Erschreckt kehrten die beiden Schiffer um und erzählten ihren Nachbarn, was sie gehört und gesehen. In ganz Jonesboro herrschte nur ein Gedanke: da konnte kein Zweifel sein, es war Nell Hilton, die den Krieg verkündete. Und drei Monate später war auch schon der Kriegstanz in vollem Gange und jeder waffen-

fähige Mann in Jonesboro hatte sich in die Marine aufnehmen lassen, um gegen England zu fechten.

Zu Anfang des Jahres 1839 war ganz Maine voll von Kriegsgerüchten. Jeder Bürger war fest davon überzeugt, dass die Entscheidung der Grenzstreitigkeiten zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada der Waffengewalt anheimgestellt werden müsse. Am 1. März in aller Morgenfrühe sprangen die Bewohner von Jonesboro sämtlich aus ihren Betten und schauten nach Hilton's Nacken hinauf, in der sicheren Erwartung, dort Nell Hilton, die Kriegs-Sibylle, zu sehen und ihren Schlachtgesang zu vernehmen. Auf der Felsenspitze jedoch blieb alles still und leer, und über Betrug, Humbug und Schwindel murrend, zogen sich die getäuschten Leute wieder in ihre Wohnungen zurück. Das Nichterscheinen der Prophetin aber wurde bald glänzend gerechtfertigt. Die Grenzstreitigkeiten wurden auf friedlichem Wege durch den sogenannten Ashburton-Vertrag geschlichtet, und das Säbelgerassel der kriegslustigen Bewohner von Maine verstummte.

Der Krieg mit Mexiko im Jahre 1846 kam ziemlich unverhofft, und die guten Bürger von Jonesboro waren auf das Erscheinen ihrer Kriegssibylle durchaus nicht vorbereitet. Aber sie stellte sich, wie sie versprochen, zur rechten Zeit und Stunde ein, grüsste, als gerade die Sonne aus dem Meere emportauchte, ein halbes Dutzend Fischerboote, die auf den Makrelenfang ausgezogen waren, mit anmutigen Handbewegungen und liess den Kriegsgesang erschallen, den sie als Königin der Passamaquoddies vor hundert Jahren so oft gesungen hatte. James Burton und Abe Kilmody, zwei von den Fischern, welche

die Erscheinung beobachteten, leben heute noch in Jonesboro und sind jederzeit bereit, mit einem Eidschwur zu bekräftigen, dass sie am 1. März 1846 Nell Hilton wirklich gehört und gesehen.

Am 1. März 1861, vier Tage vor der Inauguration des Präsidenten Lincoln, zeigte sich die Kriegsseherin wiederum zur bestimmten Stunde auf Hilton's Nacken. Ihr langes Haar flatterte in der Morgenluft, und sie begleitete ihren Schlachtgesang, der über eine halbe Stunde lang kräftig erscholl, mit einer rhythmischen Bewegung ihrer Hände. Diesmal war ganz Jonesboro auf den Beinen, um die Erscheinung anzustaunen. Endlich, als eine Anzahl beherzter Männer sich anschickte, den Felsen zu ersteigen und die Prophetin anzureden, zerrann die Gestalt allmählich wie ein Nebelbild.

Der Aberglaube der amerikanischen Matrosen ist stark im Abnehmen begriffen. Eine der verbreitetsten und ältesten abergläubischen Vorstellungen dieser interessanten Menschenklasse hat sich jetzt wenigstens soweit verloren, dass der Passagier-Verkehr so gut wie gar nicht mehr mit ihr zu rechnen braucht: nämlich das Vorurteil gegen die Beförderung, resp. Aufbewahrung einer Leiche auf einem Schiff. Früher war der Glaube, dass eine solche allemal Stürme und sonstiges Unglück bringe, ein überaus starker. Auch jetzt noch empfiehlt es sich auf Segelschiffen entschieden, die Leiche einer an Bord gestorbenen Person sofort über eine der Schiffsseiten hinab im Wasser zu versenken, wenn man die Mannschaft in guter Stimmung erhalten will. Und es ist noch gar nicht lange her, dass auf einem die südamerikanischen Gewässer befahrenden Schnellsegler eine Meu-

terei ausbrach, weil die Leiche des unterwegs erkrankten und gestorbenen Kapitäns nicht alsbald dem Wassergrab anvertraut wurde; als sich dann garstige Stürme erhoben, war es unmöglich, die Ordnung wiederherzustellen, ehe diesem allgemeinen Verlangen entsprochen wurde. Ob alsdann auch der Aufruhr der Elemente für immer aufhörte, ist nicht mitgeteilt worden.

Auf den regelrechten Passagierdampfern jedoch ist man über diesen Aberglauben ebenso weit hinweg, wie über jenen andern uralten, dass jeder Geistliche auf einem Schiffe Unheil bringe.

So oft die Hauptzeit des Seeverkehrs wieder losgeht, hört man auch immer wieder von blinden Ozean-Passagieren oder „Stowaways“, die sich im Einverständnis mit Kohlenziehern oder sonst jemandem auf das Schiff zu schmuggeln verstanden haben und nicht immer ans Land zurückgebracht werden können. Bei allem, was schon über das, gelinde gesagt, prosaische Los solcher Dampfer-Nassauer in unserer Zeit geschrieben worden ist, wollen sie durchaus nicht verschwinden, und die modernen Ozean-Riesendampfer sind an sich keineswegs besonders ungünstig für diese Art Stromer, im Gegenteil, sie bieten dunkle Schlupfwinkel in Menge.

Trotz aller Wachsamkeit macht selten einer dieser Dampfer eine Fahrt über den grossen Häringsteich, ohne dass mindestens einer oder zwei von dieser Brüderschaft mitfahren und nicht rechtzeitig entdeckt werden. Hin und wieder kostet es einen sogar das Leben, aber das schreckt andere nicht ab. Im Laufe jedes Jahres geniessen immer noch Dutzende von Abenteurern eine Freifahrt über das Meer, und sie haben Glück genug,

wenn ihnen weiter nichts passiert, als dass sie nach ihrer Entdeckung zur Arbeit gezwungen werden.

Vom Kapitän und seinen Auftraggebern als beständiger Gemeinschaden angesehen, sind diese Schiffs-Nassauer doch bei gar manchen Matrosen nicht ungern gesehene Gäste, wenn sie auch bis zu einem gewissen Grade vogelfrei sind: denn sie werden von ihnen als Glücksbringer oder Mascots betrachtet, und es ist eine der Vorstellungen des vielverzweigten alten Matrosen-Aberglaubens, dass ein Schiff, welches einen Stowaway an Bord hat, nicht untergehen kann, während andererseits die alten Teerjacken stets mit Beispielen von Schiffen aufzuwarten haben, welche, nachdem es ihnen gelungen sei, sich ihres letzten blinden Passagiers zu entledigen, prompt untergegangen seien.

Der Besitz eines Opals soll Unglück bringen. Als einst ein Herr namens Caruth zu Charleston in Südcarolina mit einigen Bekannten Würfel spielte und jedesmal verlor, sprach ein abergläubischer Zuschauer zu ihm: „Kein Wunder, dass Sie kein Glück haben — Sie tragen ja einen Opal im Ring.“ Herr Caruth lächelte. Vier Tage später glitt er vom Trittbrett eines Strassenbahnwagens ab und verstauchte sich den Knöchel. Sofort gedachte er der Worte des Fremden. Er gab daher den Ring an seinen Freund, der allen Aberglauben belächelte und Baumwolle-Makler war. Als dieser aber kurz darauf bei einer Spekulation 10 000 Dollars verlor, schenkte er den Ring einem seiner Bureau - Angestellten. Eine Woche später erkrankte dieser und musste mehrere Tage das Bett hüten. Als er wiederkam, erzählte ihm der Makler, was sein Freund ihm über den Ring erzählt

habe. Nun gab der junge Mann den Ring seiner Liebsten. Bei Frauen zieht so was nicht, dachte er bei sich.

Zwei Tage später fing im Heim des Mädchens ein Vorhang Feuer und sie verbrannte sich die Finger. Sie gab nunmehr den Ring ihrem Bruder, einem Erzskeptiker. Derselbe lachte über den Aberglauben und fuhr nach Richmond. Unterwegs entgleiste der Zug und er entging mit knapper Not schwerer Verletzung. Da glaubte auch er, es sei des Ringes Schuld und beschloss, den Opal einem Juwelier zu verkaufen. „Was geben Sie mir für diesen Opal?“ fragte er ihn. Der sah ihn an und erwiderte: „Nichts, da es kein Opal ist, sondern ein sogenanntes Katzenauge.

* * *

Doch nun zu einem anderen Thema. Das älteste Nationalfest der Amerikaner ist der Danksagungstag. Wenn auch die alten Puritaner an demselben keine öffentlichen Umzüge und lärmenden Lustbarkeiten erlaubten, so machten sie sich doch auf andere Weise Vergnügen und sorgten hauptsächlich dafür, dass es alsdann zu Hause nicht an Speisen und Getränken fehlte. Bradford, der erste Gouverneur der Plymouth-Kolonie, sandte im ersten Jahre seines Amtes vor Anbruch des Danksagungstages einige tüchtige Jäger aus, um alle Truthähne zu schiessen, die ihnen vor die Flinte kamen, damit sich jeder Kolonist an jenem Feste gütlich tun konnte. Seit jener Zeit hält es jeder Amerikaner für seine Pflicht, sich am Danksagungstage mit einem Truthahn zu versehen und wenn er ihn stehlen oder das Geld dazu borgen muss.

Die Präsidentenwahl trug früher mehr den Charakter eines der Geselligkeit gewidmeten Nationalfestes als jetzt, da die Parteiorganisationen schon dafür sorgen, dass jeder Humor im Keime erstickt wird. Jeder Kandidat will siegreich aus der Wahlurne hervorgehen und seine Arbeiter sind natürlich schon im eigenen Interesse bestrebt, an dem Gegner kein gutes Haar zu lassen und ihm alle erdenklichen Schandtaten anzudichten. Früher versammelten sich die Bürger bei solcher Gelegenheit unter einem mit Bändern geschmückten Freiheitsbaume und lauschten den Vorträgen eines sogenannten Stumpredners, das heisst eines auf einem Baumstumpen stehenden Maulhelden; dann wurde manchmal auf Kosten des Kandidaten auch ein fetter Ochse gebraten oder ein Fass Apfelwein nach dem andern geleert. Jetzt muss jede Wirtschaft in unmittelbarer Nähe des Stimmkastens geschlossen bleiben. Nach der Wahl haben übrigens die Knaben ihr Vergnügen. Sie lassen sich die Fahnen und sonstigen Insignien der politischen Vereine schenken und halten damit einen öffentlichen Umzug. Auch schleppen sie alte Fässer zusammen und zünden sie zur Feier der beendeten Wahlschlacht an. Letzteres tun sie auch am 4. Juli.

Zu den amerikanischen Nationalfesten sind neuerdings in mehreren Staaten der Arbeits- und der Baumpflanzungstag gekommen. Am erstgenannten Tage veranstalten die Mitglieder der verschiedenen Gewerbe einen allgemeinen Umzug und lassen sich dann auf irgend einem passenden Platze im Freien nieder, um ihren Durst zu löschen und ihr Loblied aus dem Munde popularitätssüchtiger Politiker oder geriebener Arbeiterführer zu ver-

nehmen.

Am Baumpflanzungstag (arbor day) marschieren die Schulkinder in einen öffentlichen Park, lassen sich von den Lehrern die Wichtigkeit der Forstkultur erklären und pflanzen dann unter Absingung passender Lieder einige Bäume. Auch ein Vogeltag (bird day) ist neuerdings hier und da eingeführt worden; an demselben werden die Schulkinder auf den Nutzen der Vögel aufmerksam gemacht und ermahnt, ihnen nicht beständig mit Flinten und Schleudern nachzustellen.

* * *

Nicht nur jeder amerikanische Politiker, sondern jede amerikanische Dame ist pushfol, d. h. sie stellt ihr Licht nicht unter den Schemel, drängt sich in die beste Gesellschaft ein, um unter jeder Bedingung ihre Schönheit und etwaige Talente zur Geltung zu bringen. Sie führt Buch über jede Familienfestlichkeit, besonders über die Geburtstage ihrer Bekannten und stellt sich auch ohne Einladung rechtzeitig bei ihnen ein, wohl wissend, dass niemand so unhöflich sein wird, ihr die Türe zu weisen. Wird sie ignoriert oder ihr auf irgend eine Weise begreiflich gemacht, dass ihre Anwesenheit nicht gewünscht sei, so tut sie, als verstehe sie den Wink nicht und bleibt.

Etwas aber kann die Amerikanerin nicht vertragen, nämlich, wenn sie mit zierlich umlockter Stirne und wespenähnlicher Taille und nach der allerneuesten Mode gekleidet, einen Ball besucht und nicht alle mashers oder ‚Herzbrecher‘ gleich bei ihr auf alle Tänze Beschlag legen, sondern sie links liegen lassen, sodass sie als wall

flower oder Mauerblümchen figurieren muss. Eine solche Beleidigung vergisst sie nie; auch begiebt sie sich niemals wieder in die Gesellschaft, die ihr einen solchen Schimpf angetan. Ledig aber will sie unter keiner Bedingung bleiben und sie folgt also willig irgend einem altersschwachen Greise, der weder Haar auf dem Kopf noch Zähne im Munde, dafür aber desto mehr Geld im Beutel hat, an den Traualtar und tröstet sich dabei mit dem Sprichworte: „Better an old man's doll than a young man's slave".

Keine junge Dame will eine alte Jungfer werden. Ist sie zum Anbeissen schön, also eine peach, wie dies im amerikanischen Slang heisst, so stellen sich schon die Freier rechtzeitig ein; bleiben sie jedoch aus irgend einem Grunde aus, so sucht sie dieselben auf und beweist sich als Meisterin in der Kurschneiderei, dabei stets darauf bedacht, dass ein Dritter nicht Zeuge ihrer Liebenswürdigkeit ist, denn „two is company, three a crowd".

Verheiratet sie sich nun und entpuppt sie sich als tüchtige, fleissige Hauswirtin, in deren Wohnung jedes Ding am rechten Platze liegt oder steht, so heisst es, bei ihr sei alles in der apple pie order. Diese Redensart hat folgenden Ursprung: Während der Puritanerzeit lebte in Neuengland eine biedere Hausfrau namens Hepzibah Morton, die jeden Samstag so viele Apfelkuchen buk, dass ihre Familie die ganze Woche daran zu essen hatte. Diese stellte sie auf ein Brett der Schüsselbank, und steckte an jeden Kuchen einen Zettel, auf dem der Name des Tages stand, an welchem er verzehrt werden sollte. Wehe aber dem, der diese apple pie order störte!

Bezieht der Amerikaner ein neues, ihm gehöriges

Haus, so werden zur Feier dieses Ereignisses alle Freunde, Nachbarn und Verwandte eingeladen und dann wird getanzt, gesungen, getrunken, gegessen und unmenschlich viel geredet, aber blitzwenig gesagt. Dies nennt man house warming.

In einigen Landstädtchen der Union kommen Frauen und Jungfrauen an den langen Winterabenden zusammen und vertreiben sich die Zeit damit, dass sie sogenannte Quilts, d. h. aus unzähligen Stückchen zusammengesetzte Bettdecken nähen. Diese Quilts haben mitunter sonderbare Namen. In Louisiana nennt man sie the world's wonder, in Nordcarolina the fool's puzzle, in Newyork the old maid's whim, in Massachusetts chinese puzzle oder Peter pay Paul, wofür man in Louisiana robbing Peter and pay Paul sagt. Diese Redensart, wodurch angedeutet wird, dass man beim Anfertigen eines Quilts oft ein Stückchen wegnehmen und an eine andere Stelle nähen muss, stammt ursprünglich aus England. Als dort im Jahre 1550 die St. Paulskirche repariert werden musste, stellte es sich heraus, dass es dazu am nötigen Kleingeld fehlte. Doch man wusste sich zu helfen und nahm einfach einen Teil der dem Sankt Peter geweihten Westminster von rechtswegen zukommenden Gelder und bestritt damit die betreffenden Unkosten.

Der Freundschafts-Quilt ist das Produkt der gemeinsamen Arbeit verschiedener Freundinnen; jede hat dazu ein Stück von bestimmter Grösse zu liefern und zur festgesetzten Zeit einzuschicken. Alle Stücke werden alsdann zusammengenäht und einige Sinnsprüche darauf gestickt.

* * *

Die Puritaner, die sich in Neuengland ansiedelten, waren keine Temperenzler. Gouverneur Bradford von der Plymouth-Kolonie hielt das Wassertrinken für etwas Schreckliches und schrieb die grosse Sterblichkeit der ersten Ansiedler hauptsächlich dem Uebelstande zu, dass sie wegen der Seltenheit des Bieres sich mit fadem Gänsewein begnügen mussten. Den Einwanderungslustigen wurde anempfohlen, recht viel Malz mitzubringen, damit sie Bier brauen könnten und nicht gleich nach der Ankunft gezwungen seien, körperschwächendes Wasser zu trinken.

1634 kostete in Neuengland eine Quart Bier einen Penny. Vor und nach der Zeit des Mittags- und Abendessens durfte kein Wirt Bier verkaufen, um das bye drinking (Trinken in der Zwischenzeit) zu vermeiden. Apfelwein war in jedem Farmhause zu finden und galt als beliebtes Getränke. Mit der Zeit jedoch wurde der Genuss berauschender Getränke verpönt und anfangs des 18. Jahrhunderts liessen viele Amerikaner die Obstbäume auf ihren Farmen ausroden.

Heutigentags bilden die Anhänger der Temperenz oder vielmehr der Abstinenz eine politische Partei, die sich allerdings nur in einzelnen Städten vorübergehender Erfolge rühmen kann. Diese Enthaltsamkeitsfanatiker sehen in jedem Wirtshause den Eingang zur Hölle und in jedem Wirt einen Agenten des Teufels; zu ihrer Entschuldigung dient allerdings die Tatsache, dass der Amerikaner die Kunst des ruhigen, kontemplativen Trinkens nicht versteht, sondern meist seinen Schnaps oder sein Bier schnell hinunterstürzt und dann so eilig davon läuft, als ob er von einem tollen Hund verfolgt werde. Er

frequentiert auch nur solche Wirtschaften, wo er Kameraden und Leidensgenossen findet, die keine Geheimnisse ausplaudern. Das Trinken nennt er kissing the baby. Spricht er mit seiner Gattin, so nennt er die Schnapsflasche wegwerfend bottled snakes, um anzudeuten, dass derjenige, der daraus trinkt, Schlangen sieht, d. h. sich das Delirium zuzieht. Geht er am Abende mit der heimlichen Absicht aus, ein Wirtshaus zu besuchen, so sagt er seiner Gattin, er ginge nach der office, ohne natürlich hinzuzufügen, dass viele Trinklokale diese Bezeichnung führen.

In Oklahoma gibt es Wirtschaften, welche suction socials, larynx lubrication und ähnliche sonderbare Namen führen. In Jowa heisst der Wirt, der heimlich berauschende Getränke verkauft, aber keine Schanklizenz bezahlt, blind pig; in Missouri heisst er bootlegger oder blind tiger. Einen solchen Wirt bekommt man, wenn die Temperenzgesetze streng durchgeführt werden, nie zu sehen; man geht in sein Lokal, legt einen Vierteldollar auf ein in der Wand befestigtes bewegliches Brett, dreht es herum und dann kommt ein Glas Schnaps zum Vorschein. Sollte nun ein Trinker später aufgefordert werden, als Zeuge gegen den Wirt aufzutreten, so ist er nicht imstande, ihn zu identifizieren. Unter dem Ausdruck bucket shop, der in England eine Getreidebörse untergeordneten Ranges bedeutet, versteht man in Amerika eine armselige Wirtschaft, in welcher sich die Leute das Bier in Kannen holen. Die Italiener Newyorks frequentieren derartige Lokale besonders; sie lassen sich dort den Rest aus den Bierfässern für ein Billiges in Blechkannen giessen, lesen die herumliegenden Zigarren-

stummel auf und amüsieren sich damit zu Hause köstlich.

Ein in Amerika viel getrunkener Schnaps heisst Cocktail, also Hahnenschwanz. Ueber den Ursprung dieses Wortes sind die Meinungen geteilt. Alte Doktoren sollen Hals- und Kehlkopfkrankheiten dadurch geheilt haben, dass sie die wunden Stellen mit einer in einen gewissen Liqueur getauchten Hahnenfeder einpinselten. Nach einem altmexikanischen Märchen ist cocktail einfach ein anderer Name für Pulque. Dies Getränk wurde von einem toltekischen Edelmann entdeckt und gefiel ihm so gut, dass er eine Kürbisflasche damit füllte und sie durch seine Tochter dem König überreichen liess. Der Herrscher tat einen tiefen Zug daraus und sah dabei die Jungfrau an. Ob nun die Schönheit derselben ihm den Trunk munden oder ob ihm der Trunk die Schönheit der Maid in vorteilhaftem Licht erscheinen liess — das Resultat war dasselbe, denn er verliebte sich in sie und heiratete sie. Dies Getränk wurde nun nach dem Namen des Mädchens Xochitl genannt.

Als General Scott mit seinen amerikanischen Soldaten nach Mexiko zog, fanden diese grossen Gefallen an diesem Getränke und nannten es in der Umgangssprache cocktail, da sie den mexikanischen Namen desselben nicht korrekt aussprechen konnten.

In den deutschen Wirtschaften Newyorks wird das Bier häufig aus Steinkrügen getrunken. Auf denselben sind manchmal tiefsinnige Sprüche angebracht, von denen hier einige Platz finden mögen.

Wer nicht hebt, trinkt und singt,
Es nie zu wahrer Freude bringt.

Weibertränen, Tröpfelbier,
Gibt kein Mensch was Gescheidts dafür.

Trinkt auch mancher Sünder
Aus Gold seinen Wein,
Wir freun uns nicht minder
Beim Bierkrug von Stein.

Gerst und Hopfen
Gibt gute Tropfen.

Hast du Kummer, Liebesschmerz,
Drück ein Seidel dir ans Herz.

Italiens Wein, so süss und fein,
Brach doch der Römer morsch Gebein,
Im Bier jedoch und Rettigsaft
Steckt ewig junge deutsche Kraft.

In mir ist Wahrheit,
Ich kann nicht trügen;
Gift trinkt man nie
Aus solchen Krügen.

Staub macht Durst, und da der Mensch aus Staub gemacht,
So muss er trinken Tag und Nacht.

Vom Wirtshaus zum Schauspielhaus ist gewöhnlich nur ein kurzer Schritt.

Die älteste Nachricht, die wir von den sogenannten Minstrels haben, d. h. von herumreisende Neger darstellenden Sängern und Spassmachern, welche Plantagenlieder vortragen, datiert bis zum Jahre 1843 zurück. Damals traten nämlich im Bowery Amphion zu Newyork „the Virginia serenaders“ unter der Leitung von D. Emmett auf und ernteten besonders durch ihre gags (witzige Einfälle) grossen Beifall.

Ist ein solcher gag veraltet, sodass niemand mehr darüber lacht, so wird er chestnut genannt.

Dieser Ausdruck soll Ovids ars amandi entstammen,

worin es heisst: „lasse deinen Laufburschen ihr Trauben zutragen, oder woran sich Amiryllis sonst erfreuen möge; aber jetzt ist sie keine Freundin von Kastanien mehr“.

Sicherer geht man jedoch, wenn man die Entstehung der sonderbaren Bedeutung jenes Wortes in dem zweiaktigen Melodrama W. Dimonds „The broken sword“ sucht, das anfangs des 19. Jahrhunderts unzähligemal in London aufgeführt wurde. Dort heisst es:

„Zavior. Let me see—ay! It is exactly six years since that, peace being restored to Spain and my ship being paid off, my kind brother offered me a snug hammock, etc.

„Pablo (jumping up). A chestnut, Captain, a chestnut.

„Zavior. Bah, you booby!

„Pablo. And I swear, a chestnut, Captain! This is the 27th time I have heard you relate this story, and you invariably said a chestnut till now.

„Zavior. Did I? Well, a chestnut be it!“

Ein besonders in kleinen Landstädten auftretender Schauspieler wird barnstormer, also Scheunenstürmer, genannt. Kunstreiter müssen es sich gefallen lassen, sawdusthoppers oder hairgrabbers geschimpft zu werden.

Auch Diebe und Gauner haben ihren besonderen Slang. Einer mir von einem New-Yorker Geheimpolizisten zur Verfügung gestellten Sammlung von Diebsausdrücken entnehme ich folgendes: Unter hobo, crook, grafter und blackleg versteht man einen gewöhnlichen Dieb. Das letztgenannte Wort stammt aus England, wo im 18. Jahrhundert die Spieler und die Reiter beim

Pferderennen gewöhnlich hohe schwarze Stiefel trugen. Da beide nicht im Geruch der Ehrlichkeit standen, so galt das Wort blackleg allgemein als Bezeichnung eines diebischen Menschen.

Gun oder dip bedeutet Taschendieb; sein Spiessgeselle, der die Aufmerksamkeit der zu beraubenden Person auf irgend einen Gegenstand lenken muss, heisst stall. Hat es der Dieb hauptsächlich auf Diamanten abgesehen, so wird er stone getter genannt; sucht er hauptsächlich Frauen zu bestehlen, so heisst er moll buzzer. Ein Fälscher heisst scratcher.

Der Platz, wo gestohlene Sachen untergebracht oder verkauft werden, führt den Namen fence oder plantsville. Wird ein Dieb abgefangen, so ist er pinched, sloughed oder copped. Der Polizist heisst cop, welches Wort mit dem altenglischen to cap (arretieren, franz. caper) zusammenhängt. Da die Organisation der Polizei Londons von Robert Peel ausging, so nennt man die dortigen Sicherheitswächter bobbies oder peelers.

Zuchthaus heisst stir und Arbeitshaus joint. Ehe nun ein Dieb dort gesetzliche Aufnahme findet, probieren seine Freunde ihr Möglichstes, für ihn gute Advokaten zu gewinnen und einige Mitglieder des Schwurgerichtes zu bestechen. Das für diesen Zweck gesammelte Geld wird fall money genannt. Ein Einbrecher heisst night footer; wer falsche Schlüssel gebraucht, um sich Eingang in ein Haus zu verschaffen, führt den Diebsnamen key worker; steigt der Einbrecher zum Fenster eines Gebäudes hinein, so wird er zum climber. Das Geldtäschchen wird von den Taschendieben leather oder auch kick genannt; eine goldene Uhr heisst thimble.

Wollen Diebe eine Stadt besuchen, um daselbst ihren Beruf auszuüben, so nennen sie dies heating up a town. Kehren sie in einem Städtchen ein mit der Absicht, die dortigen Wirte und Polizisten zu prügeln, oder sonstigen Unfug zu treiben, so heisst dies to paint a town red. Ein solches Vergnügen leisten sich auch manchmal sonst ganz anständige Jünglinge, die der Hafer sticht (who feel their oats).

Der Polizeidirektor heisst in der Diebssprache main finger oder squeeze; der gewöhnliche Polizist wird ausser cop auch flatty genannt. Der Geheimpolizist führt den Namen fly cop oder ball; ist er ziemlich ungefährlich, sodass er leicht hinters Licht geführt werden kann, so erhält er den Spitznamen chump. Der Hauptrichter heisst beak, der Advokat spielers. Right guy ist eine Person, die Diebe beherbergt.

Gerät jemand in Unannehmlichkeiten, so sagt man von ihm „he got into a scrape“. Dieser Ausdruck ist dem Golfspiel entnommen. Die für dies Spiel in Schottland abgezäunten Räume werden manchmal von Kaninchen heimgesucht, die Löcher in den Boden graben. Ein solches Loch heisst a scrape; fällt nun ein Ball zufällig hinein, so wird der Spieler aufgehalten — he got into a scrape.

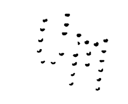
Will jemand in der Politik sein Glück machen und ein fettes Amt ergattern oder, falls er ein solches bereits bekleidet, sich auf unehrliche Weise bereichern, so muss er sich einem ring oder einer boodling combine anschliessen und sich allen Diktaten der Führer solcher Verbindungen ruhig fügen. Der Ausdruck ring ist auf Charles Ring, dem einflussreichen Politiker und Alder-

man Newyorks, der vor fünfzig Jahren am Broadway eine Apotheke besass, zurückzuführen. Für die Bezeichnung combine ist sein späterer Kollege Duffy verantwortlich, der einer Newyorker Gesellschaft auf betrügerische Weise die Erlaubnis verschaffte, auf dem Broadway eine Strassenbahn zu bauen.

Die von professionellen Politikern erschwindelte Beute heisst boodle. Dieses Wort ist englischen Ursprungs. Vor hundert Jahren bestand in London ein Klub, dessen Mitglieder, meistens Lebemänner, ihre Zeit hauptsächlich mit Hazardspielen zubrachten; den höchsten Gewinn nannten sie boodle. Ihr Klubhaus besteht noch und befindet sich an der St. Jamesstrasse, dient aber jetzt anderen Zwecken.

Will man in Deutschland einem ungezogenen Knaben eine traurige Zukunft in Aussicht stellen, so sagt man, er müsse noch einmal Strassensteine klopfen. Eine solche Beschäftigung gibt es nun nicht in Amerika, auch hätte sie nach hiesigen Begriffen durchaus nichts Entehrendes; man prophezeit den Taugenichtsen oder hoodlums also, sie würden einmal in den Stiefeln sterben, d. h. einen gewaltsamen Tod erleiden. Der Ausdruck hoodlum stammt aus Kalifornien und wird hauptsächlich in den Weststaaten der Union gebraucht; anderswo sagt man dafür Strassenaraber und versteht darunter einen heimatlosen Knaben, der seinen Lebensunterhalt durch Stiefelwichsen und Zeitungsverkaufen verdient und sich je nach seinen geistigen Anlagen mit der Zeit entweder zum Verbrecher, Politiker, Zeitungsschreiber, Schnapsreisenden oder Methodistenprediger ausbildet.

In Frankreich pflegt man den ungehorsamen Jungen



zu sagen: wer der Mutter nicht folgt, muss dem Kalbfell folgen, d. h. er muss Soldat werden. Dies Sprichwort passt auch auf Amerika, wo sich nur solche Jünglinge dem verachteten Soldatenhandwerke widmen, die zu keinem ehrlichen Geschäfte tauglich sind.

Die amerikanischen Soldaten haben ebenfalls ihren Slang. Alle essbaren Dinge nennen sie, wie auch die Newyorker Spitzbuben, punk, was eigentlich faules Holz bedeutet. Hardtack, das steinharte, als Brot dienende Gebäck, heissen sie angel's food. Hat ein Soldat zu viel getrunken, so ist er shot. Der während des kubanischen Krieges erschossene Soldat war mausered, d. h. mit einem Mausergewehre getötet. Rookies sind Rekruten; der Proviantmeister heisst grub boss und der Zeltgenosse bunkie. Letztgenanntes Wort entstammt dem schwedischen bunke, worunter man eine Bank versteht, die nachts als Lager dient. Die Matrosen gebrauchen dieses Wort für koje. Statt rations sagen die amerikanischen Soldaten einfach rats. Einen höheren Offizier nennen sie bull. Wenn ein Soldat einem Zivilisten sagt: „My bunkie was baked by a bull for jumpin' a gump", so meint er, dass sein Zeltkamerad wegen Hühnerdiebstahls eingesteckt wurde.

Von demjenigen Amerikaner, der die grössten Hindernisse mit Leichtigkeit beseitigt, sagt man, he knocks the spots out of everything. Diese Redensart wurde ursprünglich von den Kuhhirten (cowboys) des Westens gebraucht, die ihre Fertigkeit in der Handhabung eines Gewehres dadurch bekundeten, dass sie irgend ein bestimmtes Zeichen einer Spielkarte, die jemand zwischen Daumen und Zeigefinger hielt, mit einer Kugel durch-

löcherten.

Droht ein Lümmel jemand, ihn windelweich zu schlagen, so sagt er: „I'll knock the shit out of him!" Prügeln sich zwei Raufbolde und der Besiegte bittet um gutes Wetter, so heisst es, he throws up the sponge. Diese Redensart hat folgenden Ursprung: wenn der Sekundant eines Faustkämpfers merkt, dass sein Schützling unfähig ist, weiter zu boxen, so wirft er den Schwamm, mit dem er ihm das Gesicht abgewaschen, in die Luft und deutet damit an, dass der Kampf zu Ende ist.

Blamiert sich ein Amerikaner bei irgend einer Gelegenheit und will nicht haben, dass sein dummes oder gemeines Benehmen zum Gesprächsthema der männlichen und weiblichen Klatschbasen werde, so sagt er zu den Anwesenden: „Let us saw wood and say nothing". Sticht er jemand beim Spiele oder bei einer sonstigen Unterhaltung aus, so heisst es von ihm, he took the cake. Diese Redensart lässt sich bis in das griechische Altertum verfolgen. So erzählt Athenäus (Deipnosophistae, Buch 14, Kap. 56) von einem Kuchen, den Leute, die bei bestimmten Festlichkeiten am längsten in der Nacht wach blieben, als Preis erhielten.

Der Amerikaner will unter jeder Bedingung Geld, viel Geld verdienen, ob nun auf ehrliche oder unehrliche Weise (by hook and crook) verursacht ihm keine Gewissensbisse. Die hier eingeklammerte Redensart entstammt Altengland und bezieht sich auf das frühere Recht der Bauern, sich so viel dürres Holz zu holen, als sie von den Bäumen der Landeigentümer mit einem Haken herabziehen konnten.

Der Ausdruck crank für einen verrückten Menschen,